

Das Bollwerk



Der Mai ist gekommen. Fröhliches Spiel auf dem Dorfe

Aufn.: Agathe Lindner

STETTIN
M A I 1 9 4 1

PREIS 40 PF.
HEFT 5 / 12. JAHRGANG

Aus dem Inhalt

	Seite
Pommersch-schwedische Volksverbundenheit / Von Werner Dittschlag.....	81
Mai-Abend / Von Otto Graunke	82
Eine Wanderung durch vier Jahrtausende / Von Prof. Dr. Friedrich Solger..	83
König Friedrich Wilhelm I. in Kerstin / Von Walter Schröder	86
Der blinde Bauer / Von Altvater	87
Ein Neustettiner Künstler / Von Rudolf Oettinger	88
Die goldenen Apostel von Stettin / Von H. J. Breisig	89
Der letzte Pech in Pommern / Von H. Lawrenz	90
So leben sie unter uns / Von Wilhelm Hörstel	92
Der graue Faden / Von Rita von Gaudecker	93
Kulturleben in Pommern	95
Bühnenkünstler - ein neuer Stand / Von Wilhelm Michael Mundt.....	97
Reichspommernbund	98
Buchbesprechungen	99
Ehepaar / Von Paul Filter	99

FELDMÜHLE

WERKE:

Werk Arnberg · Werk Berolina Zellglas-Verarbeitung · Werk Cosse · Werk Flensburg
Werk Hillegossen · Werk Hohenkrug · Werk Koholyt-Lülsdorf · Werk Koholyt-Wesseling
Werk Krause & Baumann Heidenau · Werk Oberlahnstein · Werk Odermünde · Werk
Reisholz · Werk Sackheim · Werk Uetersen

ERZEUGNISSE:

Holzfrie und holzhaltige Druckpapiere aller Art · Kunstdruck- und Chromopapiere · Normal-
papiere · Schreib-, Schreibmaschinenpapiere und -Kartons · „Feldmühle Special-Bank-Post“
Tapeten-Rohpapiere · Einseitigglatte Zellstoffpapiere aller Art · Spinnpapier · Pergament-
ersatz · Echt Pergament · Krepp-Papiere für Technik und Hygiene · Chromo- und Kunst-
druck-Kartons · Holzkartons · Graukartons · Chromoersatzkartons · „Heliozell“, das glasklare
Zellglas der Feldmühle · Zellstoffwatte · Ferner: Weißer Fichtenzellstoff, Sulfit-Zellstoffe,
gebleicht und ungebleicht, auch Edelzellstoffe · Chemikalien · Elektrokorunde · Schleifmittel

FELDMÜHLE

PAPIER- UND ZELLSTOFFWERKE AKTIENGESELLSCHAFT
STETTIN-ODERMÜNDE

Das Bollwerk

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND HEIMAT IN POMMERN

12. Jahrgang / Heft 5
Stettin / Mai 1941

WERNER DITTSCHLAG:



CU118998

Pommersch-schwedische Volksverbundenheit

Mit der Umkehr des deutschen Volkes zum arteigenen Wesen vollzog sich gleichlaufend ein Hinwenden zu einer dem nordischen Menschen gemäßen Geschichts- und Kulturauffassung. Der unverkennbaren Abkehr von den volkswidrigen Ideologien des orientalisches-romanischen Mittelmeerraumes folgte die innere Wiedervereinigung mit dem eigentlichen Quellpunkt aller Kultur des Abendlandes, die Hinneigung zum Geburtsraum germanischen Menschentums - zum nordischen Ostseekreis.

Wie lebendiges Feuer drängt allgemach eine geheime Sehnsucht die Besten der nordischen Völker immer mehr zu einem gemeinsamen Bekenntnis, das seinen Grund in der natürlichen Blutsverwandtschaft hat. So schrieb der nordische Ibsen in einem Brief an den schleswig-holsteinischen Schriftsteller Adolf Strodtmann: „Ich betrachte die skandinavische Menschheit nur als ein Übergangsstadium zu einem Zusammenschluß des ganzen großen germanischen Stammes. Wenn ich wüßte, daß wir schließlich stehen bleiben sollten bei einem isolierten skandinavischen Verein, dann würde ich niemals mehr die Feder ins Tintenfaß tauchen, um diese Sache zu fördern.“

Der Weltenbaum Yggdrasil beginnt wieder zu grünen und kündigt sinnbildlich die Wiedergeburt und Freundschaft jener Völker an, die gerade im Bereich der Ostsee die weltgeschichtliche Aufgabe haben, aus der Verbundenheit ihrer gemeinsamen, Jahrtausende alten germanischen Kulturen das Abendland in friedlicher Zusammenarbeit neu zu bauen. So müßten sich insbesondere Schweden und Pommern, die historische „Brücke zum Norden“, zu lebendiger geistiger Einheit finden.

Schweden und Pommern sind auf das engste verwandt, haben blutsmäßig die gleiche Grundlage und weisen auch von der Frühgeschichte her dauernd Wechselbeziehungen der verschiedensten Art auf. Die seit Jahren in Deutschland lebende schwedische Schriftstellerin Clara Nordström (geboren 1866) hebt die besonderen blutsmäßigen Bindungen des schwedischen Volkes zum deutschen hervor; sie schreibt u. a.:

„Schweden würde arm sein ohne den großen deutschen Bruder... Diese beiden Völker haben ja nicht nur einen gemeinsamen Stamm, sie haben sich auch während der letzten Jahrhunderte blutsmäßig zum Teil vermischt... In Norddeutschland, besonders in Pommern und Mecklenburg, findet man viel

schwedisches Blut. Vor etwas mehr als hundert Jahren gehörten ja Rügen und Teile von Pommern zu Schweden... Und viele der heutigen Bräuche in Deutschland, die aus alten Zeiten stammen, erinnern mich stark an Schweden. Auch im Bruderlande südlich der Ostsee werden jetzt Julfest und Mittsommer gefeiert, schwedische Muster begegnen einem in den Handwebereien, unzählige Kinder haben schwedische Namen. Mir kommt es oft vor, als wäre der Geist meiner schwedischen Heimat, so wie er in meiner Kindheit war, nach Deutschland gekommen; und der Wunsch in mir wird immer stärker, daß die Menschen in Deutschland wie in Schweden diese beiden Länder so lieben möchten, wie ich sie liebe.“ (Zwiegespräch zwischen den Völkern, Lübeck 1940.) Da kann es heute niemand wundernehmen, wenn im Volkstum, in Sitte und Brauchtum, mancherlei Gleichheiten, Ähnlichkeiten und Verwandtschaften bestehen.

Wie die volkskundlichen Untersuchungen, insbesondere durch genaue Rundfragen, ergeben haben, sind es vor allem folgende Volksbräuche, die schwedische und pommersche Menschen bis auf den heutigen Tag pflegen: „Julklapp“, „Stiepen“, „Tonnenabschlagen“, das Backen von „Heißwecken“ und das Tanzen der „Schwedischen Quadrille“.

Der Julklappbrauch, der im Umherziehen verkleideter Gestalten in der „Zwölftenzeit“ besteht, ist nicht auf den schwedischen Einfluß in der Zeit der Schwedenherrschaft in Pommern zurückzuführen. Das Verbreitungsgebiet ist viel größer als der Bereich unmittelbarer schwedischer Einflußnahme. Die älteste Beschreibung dieses Brauches stammt von Ernst Moritz Arndt, der in seiner „Reise durch Schweden im Jahre 1804“ vom schwedischen Julklapp berichtet und dabei auf den gleichen Brauch in Rügen zu sprechen kommt. Daß sich dieser Brauch nicht auf das schwedische Herrschaftsgebiet begrenzen läßt, ist mit Beweis für einen viel älteren, blutsmäßigen Zusammenhang.

Die Brücke zwischen Fastelnacht und Osterfest bildet das „Stiepen“. Kinder laufen zu mehreren gewöhnlich durch den Ort und Stiepen mit Zweigen verschiedenster Art ihre Nachbarn und Bekannten sowie auch die Eltern und Geschwister aus dem Bett. Für das Stiepen erhalten sie dann Geschenke. Der gleiche Brauch lebt in Schweden. Auch wieder ein deutliches Zeichen

dafür, daß Pommern sowie Norddeutschland, Schlehtin und Schweden einen einheitlichen Kulturkreis bilden.

Besonders in Vorpommern und auf Rügen ist bis auf den heutigen Tag das „Tonnen schlagen“ als Wettspiel der Burschen im Schwange. Es besteht bei diesem Spiel eine gewisse Verwandtschaft mit dem Pfingsttaubenabwerfen. Die Burschen galoppieren unter einer aufgehängten Tonne hindurch und schlagen mit dicken Knüppeln danach. Wer den Boden der Tonne zerschlägt, wird zum „Bodenkönig“ ernannt. Wer dagegen die ganze Tonne herunterknüppelt, der ist „Tonnenkönig“. Den Abschluß bilden der Umzug mit den Königen durch das Dorf und ein fröhlicher Tanz. Auch bei diesem Spiel zeigt Ernst Moritz Arndt die Ähnlichkeit mit dem schwedischen Tonnen schlagen auf. Was unser großer Landsmann damals nur erst geahnt hat, ist heute durch die moderne Forschung als richtig bewiesen worden: nicht nur Pommern und Schweden sind verwandt, sondern alle Völker nordischer Rasse bilden zusammen eine große Kulturgemeinschaft.

Allen bekannt sind die Fastnachtsgebäcke wie Fastenbretzeln und „Heißwecken“, letztere heute allerdings vorwiegend von Bäckern gebacken. Wesentlich aber dabei ist, daß die Heißwecken daß sie als „Heitwecken in Melk“ gegessen werden. Schon aus nicht so verzehrt werden, wie sie der Bäcker herstellt, sondern der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts liegt ein Zeugnis über die „hete wegghen“ vor. Aus Vorpommern stammt eine Beschreibung (1781), die besagt, daß die Heißwecken damals genau so bereitet wurden wie heute.

Wie die vorher erwähnten Bräuche nun nicht auf deutschen Boden beschränkt waren, so bilden auch die „Heißwecken“ einen gemeinsamen völkischen Besitz Pommerns und Schwedens sowie anderer nordischer Gebiete. Wie Kaiser nachzuweisen versucht, ist der Brauch des Heißweckenbackens zweifellos von Deutschland nach Schweden gewandert. Darauf weist schon die schwedische Bezeichnung „hetvägg“ hin. Dem entsprechen ebenfalls die dänischen Namen für das Gebäck „Brunswiger Voller“ und „Butter-Voller“. Die Heißwecken sind in Schweden etwa im 17. Jahrhundert eingeführt, genau wie um 1800 der Weihnachtsbaum dorthin gewandert ist. Fremde Bräuche kann ein Volk nicht innerlich aufnehmen; es muß sich immer um art-eigenes Sitten- und Brauchtum handeln, wenn Bräuche von einem Volk zum andern wechseln und dort auch feilsch ein-wurzeln sollen. Pommersche und schwedische Bräuche können deswegen so übereinstimmen oder gar überpflanzt werden, weil beide - der schwedische und der pommersche Mensch - rassistisch verwandt sind.

Von ganz besonderer Bedeutung in diesem Zusammenhang sind letztlich noch die „Schwedentänze“, die fast in dem gleichen Gebiet bekannt sind wie der „Regel“. Während die ersteren in Rügen und Vorpommern bis zur Swine und Uecker sich verbreitet haben, konnte sich der pommersche „Regel“ allerdings darüber hinaus das gesamte Gebiet bis zur Oder erobern. Volkstümlich und am häufigsten benutzt ist für diese „Schwedischen Tänze“ die Bezeichnung „Schwedische Quadrille“, in der jedoch verschiedene Formen und mannigfaltige Liedchen miteinbegri-fen sind. So beispielsweise aus der Gegend von Demmin, An-klam, Usedom und Franzburg-Barth der „Bummelschottische“, zu dem sich der in vielerlei Fassungen bekannte Tanzvers gesellt hat:

„Mudder Wittsch, Mudder Wittsch,
kiek mi moal an,
wur ick denn Bummelschottischen tanzen kann!
Hack un Tehn, de sinn to sehn.
Mudder Wittsch, wo geist dat schön!“

Auf Rügen - allerdings vereinzelt auch auf Usedom - wird noch der „Vadder-Michel-Danz“ getanzt, der auch zu der Gruppe der „Schwedentänze“ gerechnet werden muß. Dazu gehört der neckische Vers:

„Gistern oabend wir Vadder Michel dor,
Vadder Michel wir gistern oabend dor.
Se föt dei Diern vol an dat Knei,
huch! Vadder Michel, wo deit dat wei!“

Vielfach bekannt auf dem pommerschen Festland, allerdings kaum südlich der Verbindungslinie Loitz-Volgast, ist auch der „Dunkelschatten“, dessen Bezeichnung von dem Tanzverschen herrührt:

„Kumm mit mi in'n Dunkelschatten,
kumm mit mi nah'n Freuböhn rup!
Wi will'n dohn gar as de Katten,
kieken unner dei Auken rut.“

Anderer Bezeichnungen für die „Schwedische Quadrille“ sind: der „Castillianer“, „Schüddelbüch“, der „Großvateranz“ und der „Volgaster“. Das Alter dieser „Schwedischen Tänze“ ist nicht zu bestimmen. Die älteste Quelle stammt - wie beim „Regel“ - aus dem Jahr 1864. Selbstverständlich sind die Tänze selbst viel älter; sie zeigen bereits schon im Namen hinüber über das nordische Meer und deuten die engen schwedisch-pommerschen Volkstumsbeziehungen an.

Pommern und im erweiterten Sinne Deutschland hat Schweden seine Sympathien niemals vorenthalten, ohne Rücksicht auf das Störfeuer der internationalen Drahtzieher, Juden, Freimaurer und Kriegshetzer. Reichsleiter Alfred Rosenberg sprach einmal davon, daß Deutschland „innerlich groß genug sei“ und bekennt: „Wir glauben, daß über den verschiedenen Regierungssystemen und innerpolitischen Prinzipien die große Schicksalsgemeinschaft Skandinaviens und der Ostseevölker steht.“

Mai=Awend / OTTO GRAUNKE

D' leiw Sün'n gäng' schlape. D' Schummerstun'n
Summt list' ehr Schluplied in e Run'n;
Up Wisch un Wiber wrafft dei Daak,
D' weik Mailust siehelt Saat un Braak.

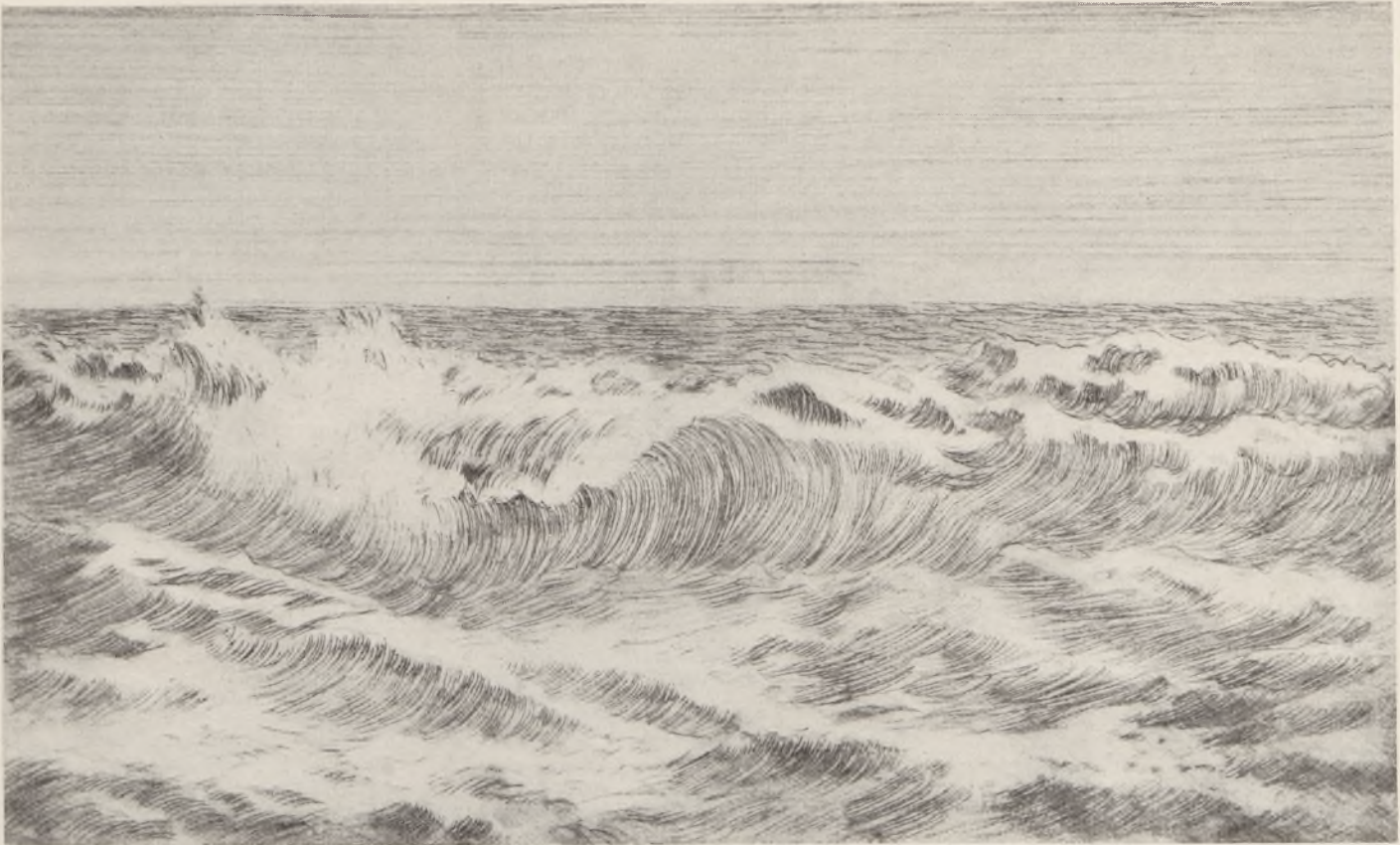
Baw'n up e holle Kroppwid sitt
E Rütze un loekt lud: kumm mit!
Schlüt wo im Dort för d' ewig Reog'
E Eerdemäud si' e brekend Vog'?

An deiper sacht dei Awend dal.
Still! Is dat nich d' leiw Nachtigal?
Ma' sacht mi'e Gaut, pedd list'ke, list',
Stör s' jonich in ihrem Paradies'!

Regbi im Buschwart tuschle twei,
Sei flustre wat vom sel'ge Mai.
D' leiw Nach'gal singt vo' säute Minn' -
In d' Doderagel flüget feldin.

D' hog' Himmel prangt im Steernecked;
Still wannre in d' Unendlicheet
Nu min Gedanke. Weeltewid
Rückt von e Seel all Wedderstret. -

(Ostpommersche Mundart)



Ostsee-Wellen

Nadierung von Franz Schütt

PROFESSOR DR. FRIEDRICH SOLGER:

Eine Wanderung durch vier Jahrtausende

Wie das Meer pommerches Land erschafft

Wir gingen am Strande von Prerow nach Westen. Mein Begleiter war ein alter Pommer, dem die Küste seit einem halben Jahrhundert vertraut war. Vor uns gegen Nordwesten lag die lässig geschwungene Linie des Sandstrandes, der sich nach der Landspitze von Darßer Ort erstreckt, und mit leisem Wellenschlage ordnete das Meer die äußersten Strandkiesel um, die ihm in seinem Grenzsaum noch nicht passend zu liegen schienen. Wir blieben stehen und sahen nach Osten zurück. Aus weiter Ferne klangen kaum vernehmbar die einzelnen Schläge einer Ramme herüber, die die Pfähle eines im Werden begriffenen Bühnenbaues festschlug. „Ein Wettkampf zwischen zwei sehr verschiedenen Baumstern“, sagte ich, „das Meer reißt Sandkorn für Sandkorn von der Küste und weitet unerbittlich seinen Raum und der Techniker stellt dem seine Bauten entgegen, zu denen alle Mittel der Neuzeit die Stoffe und die Kräfte herbeischaffen müssen. Mit allen Mächten verbündet er sich gegen das Meer.“

„Und auch vom Meere kann man sagen, daß er es sich gerade hier eigentlich zum Verbündeten wirbt“, bemerkte mein Begleiter, „denn die Bühnen selbst schützen den Strand nicht, sondern der Sand tut es, den das Meer selbst zwischen die Bühnen spült. Das Meer ist ebenso bereit, aufzubauen wie zu zerstören, es wirkt nur seine Kräfte aus. Gerade hier am Darßer Ort haben wir das beste Beispiel. Vor uns liegt der Strand, dessen Sand die Wellen ausgeworfen haben. Südlich davon kommt jener flache See, hinter dem der Kiefernwald beginnt. Ich kann mich noch der Zeit erinnern, als die Strandlinie dort entlang ging, wo heute vor dem Walde die Wiese in den See hineinwächst. Seitdem hat das Meer diesen Sandwall davorggebaut, und die Pflanzen haben vom Lande her Besitz von ihm ergriffen, soweit die Brandung sie nicht hindert, die gelegentlich über den Strand schlägt. Soweit die Gräser vordringen konnten, hat sich dann die Düne gebildet; denn die Gräser halten den Flugsand fest, der über

den kahlen Sandstrand landeinwärts geweht wird. Das hat wohl 30 bis 40 Jahre gedauert, bis so ein neuer Dünenwall fertig war.“

„Ihre Zahlen sind genauer, als Sie vielleicht selbst wissen“, warf ich ein. „Lassen Sie uns verfolgen, was das Meer hier in den früheren Jahrhunderten geschaffen hat.“

Wir überstiegen die grasbewachsene äußerste Dünenkette und gingen längs eines Gestells südwärts in den Wald. Eine Dünenkette folgt hinter der andern, nur die erste mit Gras bestanden, die weiteren mit Wald. Als wir die siebente Dünenkette überschritten hatten, standen wir auf dem breiten Wege, der von Prerow nach dem Leuchtturm führt. Ich zog eine Kartenskizze aus der Tasche, es war die Wiedergabe einer alten Karte, die die schwedische Regierung kurz vor 1700 hat herstellen lassen im gleichen Maßstabe, wie heute unsere Neßtischkarten ihn haben, 1 : 25 000. Man erkennt darauf deutlich, daß damals dort, wo heute die Straße nach dem Leuchtturm führt, die Strandlinie lag.

Siebenmal hat seitdem das Meer einen Sandstreifen vor die Küste geschüttet, und siebenmal haben die Gräser ihn erobert, den Flugsand auf ihm festgehalten und so eine Dünenkette entstehen lassen. Dazwischen lagen Zeiten, in denen der Wellenschlag durch die Windverhältnisse etwas anders gelenkt wurde und die Wellen ebenso viel wieder abspülten wie sie anschwemmen. Siebenmal hat sich dieser Rhythmus wiederholt in $2\frac{1}{3}$ Jahrhunderten, also dreimal im Jahrhundert.

Es ist ein eigentümlich lebendiger Zusammenhang, den man mit der Vergangenheit gewinnt, wenn man in einer Landschaft sieht, von der man Schritt für Schritt verfolgen kann, wie sie gewachsen ist. Hier, wo heute der Fahrweg verläuft, tummelten sich die Kinder am Strande in den Jahren, als 1701 der Kurfürst von Brandenburg sich die preussische Krönungskrone aufsetzte. Das Land, über das wir eben gegangen sind, war damals noch nicht da. Als die nächsten beiden Dünen nördlich der Straße fertig gebaut waren, kam 1740 Friedrich der Große zur Regierung, und die vierte Düne war eben in der Bildung begriffen, als unsere Väter sich von Napoleons Zwingherrschaft befreiten.

Unser geschichtlicher Sinn war wach geworden und wir beschloßen, den Weg in die Vergangenheit weiter fortzusetzen, von Düne zu Düne, begierig, wie weit zurück wir hier das Werden des Heimatbodens verfolgen könnten. Jenseits der zweiten Düne gegen Süden fühlten wir uns in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges, zwischen der fünften und sechsten in den Entscheidungsjahren der Lutherzeit. Noch 8 bis 10 Dünen weiter, und wir standen in der Zeit, als die Pommernherzöge die ersten deutschen Ansiedler ins Land riefen, als das pommersche Land im Südwesten bis über Berlin hinaus reichte und die Gegend südlich der Finow an die brandenburgischen Askaniern verloren ging. 700mal hat der deutsche Pflug seitdem den pommerschen Boden umgebrochen, aber hierhin drang er nicht. Hier lohnte der Boden den Ackerbau nicht, hier siedelt sich kein Dorf an. Nur die Dünengräser, die damals das neu angeschwemmte Land eroberten, die den Flugsand festhielten, auf dem wir stehen, - diese Dünengräser sind inzwischen weiter nach Norden gewandert, ihre Nachkommen sind es vielleicht, die wir an der Küste heute wieder im

Kampfe sehen. Ihnen folgte der Wald und der moosige Rasen. Er deckte den Boden zu und erhielt uns seine Formen. Nur die Sickerwässer, die von Regen und Tau genährt wurden und aus den abgestorbenen Pflanzen teilen Humusäuren in sich aufnahmen, haben eine leichte Verwitterung des Sandes zuwege gebracht. Die eisenhaltigen Mineralien des Sandes begannen zu rosten, und der Boden nahm eine schwache, fleckige Oxidation an anstatt der fast weiß erscheinenden Farbe der heute neu entstehenden Dünen. Den Sand der jüngsten Düne sehen wir noch fast frei daliegen zwischen den Halmen hindurch, den Sand dieser um viele hundert Jahre älteren Dünen müssen wir mit dem Spaten aufgraben, wie wir des Werkzeugs der Forscher bedürfen, um das Leben unserer Vorfahren aus jenen alten Zeiten wieder klar vor unserm innern Auge entstehen zu sehen. Aber ist uns das gelungen, dann finden wir damals den gleichen Menschenkern wie heute im Deutschen, und der leichte Rost, der uns sein Bild verschleiern mag, war nicht seinem Leben eigen, sondern ist die Folge der langen Zwischenzeit, die uns den alten Zustand eben nicht ungetrübt überliefert hat.

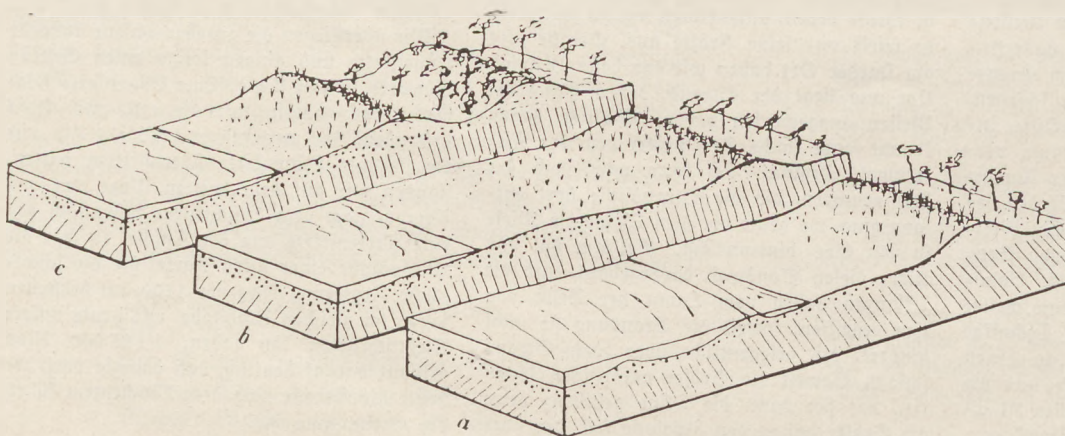
Aber solche Gedanken sprechend, waren wir in den Steusenweg gekommen, der an der Försterei auf die Richtung von Prerow ausmündet. Wir stellten fest, daß wir hier nun in der Zeit Wittelkinds waren, dann kamen wir an den Neu Langseer Weg. Nun folgten wir nach Westen. Das war der Strand, als die Angeln und Sachsen nach Britannien hinüberzogen. Nahe der Westküste des Darß folgten wir wieder einem Gestell nach Süden. Wieder waren wir über weitere zehn Dünen hinweggekommen, also 300 Jahre weiter zurück. Jetzt mußten wir nahe am Anfang unserer Zeitrechnung stehen. Aber konnten wir uns auch noch auf unsere Zählung verlassen? Wir hatten ja nur den Anhalt, daß in den letzten 250 Jahren sieben Rhythmen der Dünenbildung aufeinander gefolgt waren, aber ob der erste dieser Rhythmen sofort am Anfange dieser Zeit begonnen hatte, wußten wir nicht. Wir konnten innerhalb dieser rund 200 Jahre also wohl einen Fehler von einem Jahrzehnt und mehr gemacht haben. Nun auf fast zwei Jahrtausende rückwärts übertragen, konnte sich der Fehler verzehnfacht haben. Wir konnten nicht mehr auf das Jahrhundert ge-

nau jede weitere Düne einer bestimmten Zeit zuschreiben; aber etwa innerhalb der nächsten Dünen mußten wir die Strandlinie kreuzen, wie sie zur Zeit der Hermannschlacht, zum Beginn unserer Zeitrechnung, bestanden hatte.

Wir wanderten weiter. Keine Unterbrechung, keine merkliche Änderung überhaupt bezeichnet den Einschnitt, den wir mit dem Nullpunkt unserer Jahreszählung in die Geschichte hineindenken. Im gleichen Wellenschlage der Jahrhunderte kommt uns der Strom der Geschichte entgegen, unbekümmert darum, welche Ziffern wir auf die Meilensteine an seinem Ufer setzen. Aber gegen die 90. Düne hin, also etwa der Mitte des letzten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung entsprechend, ändert sich das Bild doch. Bisher waren alle Dünen parallel aufeinander gefolgt. Jetzt liegt eine Wiese vor uns, die große Buchhorster Maaße. In sie reichen wohl von Westen her noch ältere Dünenwälle hinein, aber sie stoßen auf die jüngeren in einem spitzen Winkel. Wir können diesen Wechsel an manchen Bodenbildungen anderwärts nachweisen, er deutet auf eine Klimaänderung hin, im Zusammenhang mit der die Windverhältnisse, also der Wellenschlag, sich änderten. Auch die Vorgeschichte kennt diesen Wechsel, sie spricht von dem Klimasturz der Eisenzeit. Die vorausgehende Bronzezeit war trocken und warm gewesen, dann aber folgte eine Zeit rauheren und feuchteren Klimas. Die Ernterträge werden damit abgenommen haben, die Dichte der Bevölkerung machte die Ernährung immer schwieriger, und daher mag der erste Anstoß zu der starken Wanderbewegung rühren, die die germanische Welt ergriff in jenen Jahrhunderten, als am Mittelmeere das weströmische Reich aufblühte und unterging.

Die Dünengruppe westlich und südwestlich der Großen Buchhorster Maaße, die dem trockeneren Klima der Bronzezeit entspricht, zählt rund 40 Dünen, umfaßt also gegen $1\frac{1}{2}$ Jahrtausende. Der Boden dieser Dünen ist schon erheblich stärker gerostet als der der mittelalterlichen Dünenbildungen. Man hat deshalb die ganze Gruppe auch wohl als die der „Selbdünen“ bezeichnet. Wenn wir sie durchwandert haben, befinden wir uns somit rund viertausend Jahre vor der Gegenwart.

Hart an der Südgrenze der bronzezeitlichen Dünen läuft der „Mecklenburgische Weg“ entlang. Auch südlich von ihm liegen an der



Dünenbildung an einer wachsenden Anschwemmungsküste

Jenseits des kahlen Sandstrandes halten die Dünengräser den Flugsand fest und bewirken die Bildung eines Dünenwalles (a). Rückt durch Anschwemmung die Küste weiter hinaus (b) dann dringen auch die Dünengräser weiter vor. Auf dem neu gewonnenen Boden entsteht ein neuer Dünenwall (c). An der deutschen Ostseeküste sind diesem Anschwemmungen in solchem Rhythmus erfolgt, daß im Jahrhundert drei neue Dünenwälle entstanden.



Dünen auf dem Darß

Aufn.: Archiv LSV. (Knoth)

Westküste des Darß noch weitere Dünen, aber sie haben wesentlich andere Formen. Das kommt daher, daß sie im Schutze einer weiter östlich gelegenen Steilküste entstanden waren, daß diese Steilküste aber durch die Brandung allmählich immer mehr angefressen und nach Süden gedrängt wurde und daß dadurch die Dünenkette westlich davon nun in ungeschütztere Lage kam und ebenfalls von der Brandung angegriffen wurde. An Stelle der langgestreckten Dünenwälle, durch die wir bisher gekommen waren, finden wir ein unregelmäßig kuppiges Gelände, ähnlich wie es heute in Ostpommern die Dünenlandschaften um Rügenwalde und Stolpmünde zeigen. Diese gegen 5000 Jahre alten Dünen sind nun von der Verwitterung schon so stark gebräunt in ihren oberen Sandschichten, daß der Name „Braundünen“ gerechtfertigt ist. Hier konnten wir unser Wanderung in die Vergangenheit nicht weiter fortsetzen. Wenigstens versagte dann die Zählung der Jahrhunderte; denn die Unregelmäßigkeit der Flugandhügel machte uns nicht nur unsicher, sondern wir mußten auch damit rechnen, daß bei der Zerstörung der ehemaligen Dünenküste auch Dünenketten völlig zerstört sein können, die in unserer

Zählung doch mit berücksichtigt werden müßten.

So gaben wir unsern Weg gegen Süden auf in dem Bewußtsein, uns an der Küste der jüngeren Steinzeit zu befinden. Der Mecklenburgische Weg führt uns nach Osten auf Pre-row zu, und hatten wir bisher ein Gelände durchwandert, das in vier Jahrtausenden vom Meere angeschwemmt war, so betraten wir nun eine bewaldete Hochfläche, an deren Nordrande das Meer von 4000 Jahren genagt hat. Wo damals die Wellen brandeten, liegt heute die Wiesenfläche der Großen Buchhorster Maase. Daß der Angriff der Brandung, der hier einst eine Steilküste schuf, aufhörte und das Meer statt dessen begann, vor die alte Kampflinie selbst eine schützende Anschwemmung zu legen, müssen wir wiederum auf einen Klimawechsel zurückführen, auf jenen Klimawechsel, der das trockne und warme Klima der Bronzezeit einleitete.

Wie lange hatte das Meer vorher an der Steilküste genagt? Wir können das der Küste des Darß selbst nicht ansehen, aber wir können in der Dünenlandschaft, die sich von Mis-droy gegen Westen auf Swinemünde hinzieht, feststellen, daß sich während der gleichen Zeit dort 150 Dünenketten bildeten. Das ergibt

noch einmal fünf Jahrtausende. Neuntausend Jahre würde danach der Anfang der ersten Küstenbildung in Vorpommern zurückliegen. Aber gab es vorher keine Küste? Gewiß; nur lag sie tiefer und ist heute von der Ostsee verdeckt, deren Spiegel vor etwa neun Jahrtausenden zu seiner jetzigen Höhe durch eindringendes Nordseewasser aufgefüllt wurde („Litorina-Senkung“). Wir standen auf der Höhe und blickten nach Norden über viertausend Jahre Meeresarbeit hinweg, die wir eben in wenigen Stunden durchwandert hatten.

„Als unsere Vorfahren in der Steinzeit hier standen“, sagte mein Begleiter, „lag unmittelbar zu ihren Füßen das Meer. Schade, daß sie hier nicht eines ihrer Riesensteingräber errichtet haben. Nach dieser Wanderung in die Vorzeit fühle ich mich ihnen so nahe, daß ich geradezu nach einem Lebenszeichen von ihnen verlange.“

„Der Himmel kommt uns zu Hilfe“, erwiderte ich, auf ein heranziehendes Gewitter hinweisend, dessen erste Donner uns erreichten. „Die Männer von damals waren es ja, in deren Herzen jene herrliche Göttergestalt Donars entstand. Sie ist das Urbild aller Gottvorstellungen der Deutschen geblieben.“

König Friedrich Wilhelm I. in Kerstin

Zu unserer Veröffentlichung: Sanssouci - ein pommerischer Gedanke

In der Märzfolge dieser Zeitschrift brachte Professor Dr. Hans Rania, Potsdam, in der Abhandlung über die Entstehung des Namens Sanssouci den Lebenslauf des Grafen E. Chr. von Manteuffel-Kerstin und erwähnte dabei, daß dieser interessante Mann im Jahre 1731 sogar den Besuch Friedrich Wilhelms I. in Kerstin und Kummerfrei erhalten habe. Aber diesen Besuch - der Besitzer des Gutes hatte selbstverständlich alles getan, um den hohen Gast am 2. August würdig zu empfangen - sind wir durch ein hochdeutsches Gelegenheitsgedicht, 1733 in Hamburg gedruckt, in allen Einzelheiten unterrichtet.

Danach hatte Friedrich Wilhelm I. auf seiner Besichtigungsreise in den Osten, die er fählich zu machen pflegte, soeben die Stadt Belgard besucht.

Der König kam nach Belgard früh
in groß und hoher Compagnie
nach Art der Potentaten
und thät daselbst das Lager schön
wie auch das Regiment beseh'n
des Generals von Platen.

Als er mit der Besichtigung fertig war -

da fuhr der König wieder fort
und sprach: Kerstin ist nun der Ort,
wohin ich mich jetzt wende.
Drauf ging's im Trabe wie der Wind;
die Leute liefen nach geschwind
und sagten mit Beschiede:
Der König muß ohn allen Schein
dem Grafen sehr gewogen sein,
sonst blieb er wohl zurücke.
Als nun im Walde „Kummerfrei“
der König ankam um Glock drei -

empfieng ihn dort der Graf und brachte ihn
im Wagen nach Kerstin, wo die Bauern „mit
Tanzen und Geschrei“ ihren König begrüßten.

„Als bald kam hier ein Bauersmann,
der Schulz, herangezogen.
Der übergab nach Bauern Art
von pommerisch-glatten Worten zart
fast einen vollen Bogen.“

Dieses plattdeutsche Gedicht, mit dem der damalige Schulze von Kerstin, Hans Boneß, namens der vier Ortschaften Kerstin, Kruckenbeck, Gandelin und Krühn den König willkommen hieß, lautete folgendermaßen:

Herr Rünning!

Gauden Dag! Will Jy weiten
wer ick bin?
Ick bin dei Klaukst im Dörp,
dei Schulte von Kerstin,
unn heit Juw, truifste Herr,
in all uhs Buure Nahmen
vähl dusend, dusend mal
hier in Kerstin willkahmen.

Wy freuggen uhs vähl mehr,
doar Jy hier spraken an,
as wenn wy mit dei Brut
tho irst tho Truwe gahn.
So plegat man süllen eis
uhs um dat Hart tho wäsen;
doch as uhs Junker leht
im Harwst her kamm von Dräsen,
dei so vähl leiwe Tyd
syn Hus unn Hof vergatt,
doa was uhs uck ball so,
doa freugte wy uhs watt.
Watt segg ick vähl von „Watt“?
Wy freugden uhs tho dāgen;
denn heww wy doch am Einn
en gauden Herren krāgen,
dei nich en Kind verthōrent
dei Nūmmend öwerlast!
Dat Beir, dat Loff unn Geld,
dat sitt by Emm nich fast.

Willt uhs by dūrer Tyd
an Brot unn Saat gebrāken,
hei giffit uhs Lūden geen,
lett uhs by uhßen Strāken;
wenn uhs en Peerd afgeiht,
wenn reits en Hōst ümfōllt,
so seggt hei: grām dy nich,
hier heft du wedder Geld!“

Hei lid't nich, dat hier wer
dōrf up den Poten starwen,
den Ollen lett hei nich
vōr syner Tyd verdarwen.
Syn Feudding giffit hei dem,
dei nu nich wyder kann,
lett Buhren Buhren syn
unn bliffit en Edelmann.

Drūm was't uhs hartlyk leiw,
dat hei tho Hus was kamen.
Doch da uhs Rünning sūlwest,
uhs Vader unn Herr thosamen,
uhs allerleiwste Herr,
by uhs vōm Wagen springt,
so is't, as wenn uhs Hart
ganz uth dem Liewe dringt.

Wenn nu dei wedder keim,
dei vōr tweihunnert Jahren
by synes Nawens Kōlz
fast uth dei Hut wull fahren *)
wer weikt, hei schānt sic woll
unn würd ball bleik ball roth,

*) Mit dem Hinweis auf den Naben wird eine Begebenheit aus dem Jahre 1581 angespielt. Der damalige Besitzer, Christof von Manteuffel, besaß einen zahmen Naben. Eines Sonntags, als sein Herr aus der Kirche kam, saß der Nabe traurig auf dem Dach. „Worüber denkst du nach?“ redete Manteuffel ihn an. „Über die Zukunft!“ war des Naben Antwort. Weil der Nabe aber sonst noch nicht gesprochen hatte, dachte sein Herr, daß der Teufel aus ihm spräche, und auf der Stelle erschoss er den Naben.

hei was förwahr nich klauk,
as hei den Nawen schoht.

Dei Rawe sād: „Ick denk,
watt künftig ward passeire;“
unn seiht, dunn sach dat Ding
allreits den Wagen feuhre,
womit uhs Lannsherr hūt
tho uhsem Junker kūmmt.
Dei Rawe sach uhs Glūck,
dat hūt syn Anfang nimmt.
Dat holl wy wiß davōr,
drūm kamen wy mit Hupen,
nich, dat wy willen hier
watt frāten un watt supen.

Tyd nauch! Uhs Rünning schall
uhs ma willkahme syn
ut Kerstin, Kruckenbeck,
Ganlin unn uth der Krūhn.
Nehmt so mit uhs verleiw,
Jy hartleiw Lannesvader;
dei't nich trüg mit Juw meint
dat is'n Bärenbrader.

Dis Dag, so wahr ick schult!
mutt im Kalenner stahn,
den will wy alle Jahr
so as'n Fest begahn;
des Awends noch davōr,
will wy mit Ellernkahlen
an uhse Dorwegsdōche
'n schwarten Rawen mahlen.
Poh dusend! Wenn dit man
uhs leiwe Junker sūht,
denn is 'n Tunne Beir
an diggem Fest nich wyt.

Herr Rünning, glōwt uhs - dat,
wy weiten Juwen Nahmen;
den Juw Grotvader hett,
den heww Jy uck bekahmen.
Kloppt Juwen Syggen af
noch öfter as dis held
unn blywt so, as Jy sūnd,
de best Herr von de Welt.

Gott lat Juw hunnert Jahr
mit Volk unn Fahnen stuzen,
dem dūtschen Ryk thom Trost
un dem Franzmann thom Puzen,
dem Vaderland thor Lust,
der rechten Sak thor Nūtt.
Gott gāw Juw alles, wat
der Afgunst mehr verdrūtt.

Seiht, beter kunn wy't denn
uck all uhs Dag nich meinen.
Nu, so vähl Blāder hier
up uhßen Dornbusch greunen,
so waken greunt unn seggt:
„Dit Pommern is doch myn.“
Ann sūnd Jy Pommern gaud,
so denkt uck an Kerstin!

Geschräwen tho Kerstin
den letzten Dag an drey
des Mahndes, dar wy meynn
unn insehren Gras unn Heu,
söwen achtzig Stieg Jahr
nugr nägen naom eyften hillgen
Wyhnachten,
worup dei Juden noch
as dumme Düwels wackten.
Hans Boneß, Schulte tho Kerstin,

im Namen der veir Dörper Kerstin, Krucken-
beck, Gandelin unn Krüsh.

Dieses plattdeutsche Gedicht ist natürlich keine große dichterische Leistung. Wie wollten wir sie auch in jener Zeit, noch dazu bei einer solchen Gelegenheit, erwarten? Die plattdeutsche Sprache fristete damals nur ein sehr kümmerliches Dasein. An ernsthaften Dichtungen ist kaum etwas vorhanden. Bei dem meisten, was wir aus jener Zeit kennen, handelt es sich nur um solche humorgewürzten Gelegenheitsgedichte, um Begrüßungs- und Festgedichte, wie sie - um eins der bekanntesten Beispiele zu nennen - noch zwei Menschenalter später der Rostocker Diederich Georg Babst verfaßt hat, von dessen „Produktionen“ Goethe im Jahre 1820 schrieb: „Höchst schätzbar sind seine Gelegenheitsgedichte, die uns einen älteren herkömmlichen Zustand in festlichen Augenblicken neu belebt wieder darstellen.“ Damit weist Goethe mit Recht auf den hohen kulturhistorischen Wert hin, der in diesen Dichtungen steckt. Und von diesem Gesichtspunkt aus ist auch das Kerstiner Begrüßungsgedicht vom Jahre 1731 durchaus wertvoll. -

Nach dieser Begrüßung geht die Fahrt weiter und der König kommt nach „Kummerfrei“.

Desselben Hohe Majestät
stieg ab, und was er ferner thät,
war das - er ging spazieren
in diesem Lusthaus wohlgetan
und sahe jeden Winkel an,
ließ nichts als Freude spüren.

Wieder und wieder wartet der Gastgeber mit neuen Überraschungen auf. Es geht schließlich weiter nach Kerstin, wo man vor dem alten Herrenhaus vorfährt.

Hier ward dem König vorgestellt,
ob eine Kammer oder Zelt
ihm Herberg geben sollte;
Auch ob er etwa in der Scheun'
wie sein Gebrauch sonst pflegte sein,
jezt Wohnung nehmen wollte!
Das Zelt stund gleich am Garten an
auf einem grünen Wiesenplan,
der lustig war beschaffen.
Als nun der König jeden Ort
beschaut, sprach er allsfort:
„Im Zelt, da will ich schlafen.“

Bald darauf, um fünf Uhr, trifft man dann im Gartenhaus zusammen.

Sie schmauchten in dem Gartenhaus,
dran oben hing ein Schild heraus,
genannt „zum lust'gen Bruder“.
Es waren wohl an Offiziers,
an Generals, Landkavaliers
bei sechs bis sieben Fuder.
Und daß ich dich nicht wo vexier -

so zähl' zu jedem Fuder vier,
das kannst du leicht ermessen.
Mit diesen hat der König sein
Tobak gerauchet bis um neun,
da ging's zum Abendessen.
Als man sich nun gegessen satt,
so bis Glock elf gedauert hat,
da ließ der König stehen
den harten Schemel, drauf er saß,
und ging im Garten, dies und das
darinnen zu besehen.

In den belaubten Gängen fand
man überall im vollen Brand
viel lustige Devisen.
Das Ding heißt Illumination,
Das hat der König ohne Hohn
durchgehends gut gepriesen.
Was wen'ges sei davon genug.
Es brannten erst in einem Zug
des Königs beide Namen.
Darunter hielt ein Genius
der Pommern ihren alten Gruß
auf Plattdeutsch: „Weest willkahmen!“
Hernach des Königs Ebenbild
in Lebensgröße hold und mild,
wobei noch dies gewesen:
Zur Rechten die Gerechtigkeit,
man konnt' auf seinem Ordenskleid
„suum cuique“ lesen.
Zur Linken war gleich einem Held
das Bild der Tapferkeit gestellt
mit diesem Spruch umschrieben,
den unser Herr zu eigen hat:
„Nec soli cedit.“ In der That,
das Bild, das muß man lieben.

Friedrich Wilhelm I. hat an allem - der
Dichter schildert und erklärt noch weitere
Szenen - große Freude. Auch Derbheiten stö-
ren nicht.

Solch Leben ward bis Mitternacht
und drüber fröhlich zugebracht.
Drauf ward es auch geendet,
weil unser König, müd vom Gehr,
als er sehr lange zusehn,
sich nun ins Zelt gewendet.

Am nächsten Morgen nimmt er „bis zum
letzten Amen“ am Gottesdienst teil, dann
wird um elf Uhr zu Mittag gegessen. Auch
dies Beisammensein wird vom Dichter aus-
führlich geschildert. Wir erfahren, wer an der
Mittagstafel teilnahm, wie die Plätze verteilt
waren und wie fröhlich es zuging.

Wie höchst vergnügt und wohlgeneigt
der König sich bei Tisch gezeigt,
das ist nicht auszusprechen.
Er aß und trank des besten Weins
vom Ungarland von Nummer eins;
Man fing fast an zu zechen.

Auch bracht er ferner bei dem Schmaus
noch mancherlei Gesundheit aus,
bis daß es Eins geschlagen.
Drei Stunden war der Herr am Tisch,
dann stand er auf gesund und frisch
und eilet nach dem Wagen.

Die Stunde des Abschieds war da. Man
wünschte dem hohen Gast allerseits eine glück-
hafte Reise und hoffte auf baldige Wieder-
kehr.

Der blinde Bauer / EIN ERLEBNIS

Ich hatte viel Zeit, ihm und seiner Arbeit zuzusehen. Seine Haltung und die Art und Weise, wie er seine Tagesarbeit verrichtete, beeindruckten mich tief.

Er war nicht immer blind gewesen. Einstmals ein gesunder, kräftiger lebensfroher Bauernbursche, war er als der nicht erbberechtigte Sohn von Hof zu Hof gezogen, um sein Geld zu verdienen. Seine Arbeit wurde geachtet; geschätzt wurde er von alt und jung, ersehnt von mancher jungen Bauern- tochter, wenn er des Sonntags den Tanzboden betrat. Er hätte gut und gern eingeheiratet können, wenn er nur gewollt hätte.

In seiner Militärdienstzeit war er noch gerader und stattlicher geworden. Als er mit dem Reservestock in das heimatische Dorf zog, stand sein Entschluß fest. Er würde noch für eine kurze Zeit als Knecht arbeiten! Dann waren seine Ersparnisse so groß, daß er bei der Heirat nicht nur nach dem Heiratsgut zu sehen brauchte.

Hart und furchtbar schlug ihn das Schicksal. Beim Holzhacken traf ein Splitter sein rechtes Auge. Eine ungenügende ärztliche Behandlung ließ ihn langsam erblinden. Ein Unglück kommt selten allein: Taubheit, wenn auch nicht bis zum letzten Grad, wurde die Kameradin der Blindheit.

Aus dem lebensbefahenden mit offenen Augen durch die Welt wandernden bewußt im bäuerlichen Leben stehenden Manne wurde frühzeitig ein stiller, bescheidener, manchmal mit allem unzufriedener Mensch. Es fiel ihm schwer, mit der Welt abzuschließen. Es wurde ihm zum niederdrückendsten Gefühl, kein vollwertiger Arbeiter mehr sein zu können.

Sein Bruder nahm ihn zu sich auf den Hof. Hier erlernte er mit der Zeit so manche Arbeit, die er mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, regem Eifer und beispielloser Einsatzbereitschaft durchführte.

Der Hof wurde ihm zur Heimat. Er verließ ihn nie. Auf ihm fand er sich so zurecht, als ob er das volle Augenlicht besäße. Für die Tiere des Hofes sorgte er von früh bis spät. Er half beim Dreschen wie ein gesunder Arbeiter. Eine wahre Kunstfertigkeit bewies er beim Holzzerkleinern. Beinahe trotzig erledigte er diese Arbeit, bei der er einmal sein Augenlicht verloren hatte. Mit den Händen erfüllte er die Mitte des Holzflozes, setzte die Spitze des Beils darauf und spaltete ihn.

Er sprach niemals. Das Leid hatte ihn stumm gemacht. Sein Gesichtsausdruck war

starr, teilnahmslos, als sei ihm jedes Leben entflohen. Ich zweifelte, ob er noch eine Seele besäße, die Freud und Leid empfinden konnte.

Und doch spürte ich eines Tages ihr Vorhandensein.

Wieder war er mit Holzhacken beschäftigt. Es war jene unruhige Zeit, da Deutschland sich entschloß, gegen die polnische Willkür an der Ostgrenze des Reiches Stellung zu nehmen. Ich saß am offenen Fenster des Bauernhauses, wartete auf die Nachrichten im Rundfunk und sah der fast wie ein Wunder anmutenden Arbeit des Blinden zu.

Aus dem Rundfunk erkönte leise Unter-

haltungsmusik. Plötzlich endete diese und ging in Marschmusik über. Alte Märsche wechselten mit neuen Marschliedern. Ich hatte die Tonstärke erhöht, so daß die soldatische Musik über den ganzen Hof erschallte.

Da sah ich, wie plötzlich der Blinde sein Beil niederlegte, lauschend den Kopf hob und ihn zu mir wandte. Noch schien er sich sammelnd zu horchen. Dann hatte er den vollen Inhalt der Klänge erfasst und in sich aufgenommen. Die Erinnerung an jene Zeit, in der er diese Lieder sang, in diesem Rhythmus marschierte, trieb eine Helle in sein graugeschattetes, verwittertes Gesicht. Die Züge schienen sich zu beleben, und jetzt lächelte er

sogar. Seine schmalen Lippen bewegten sich, als summten sie irgend einen der Liedertexte mit. Seinen Händen war längst das Beil entglitten, sie schlugen zusammen mit den wippenden Füßen den Takt.

Längst schon hatte die soldatische Feierstunde mit dem Liede „O Deutschland, hoch in Ehren“ ihr Ende gefunden. Aber noch immer saß vor mir auf dem Hackloß der blinde, halbtlaube Bauer mit einem feinen Lächeln in den Zügen, er, den ich bereits für einen innerlich toten Menschen hielt, der trotz seiner Leiden eins aber immer geblieben war: Soldat!

Altwater.

Ein Neustettiner Künstler

BESUCH BEI WILLY LÜTCKE

Auf der Kunsthandwerkausstellung im Grassimuseum zu Leipzig wurde eine Intarsientür gezeigt, die für den neuen Ratsherrensitzungsaal zu Thorn bestimmt ist und deren Entwurf von dem Neustettiner Künstler Willy Lütcke stammt.

Wir nahmen diese Gelegenheit zum Anlaß, den Künstler zu besuchen und uns mit ihm über seine Tätigkeit in den vergangenen Jahren zu unterhalten.

Da wären erst einmal die Originalkartons der beiden Intarsien, die je zwei Meter hoch sind und figürliche Darstellungen aus der bewegten Geschichte der Stadt Thorn zeigen.

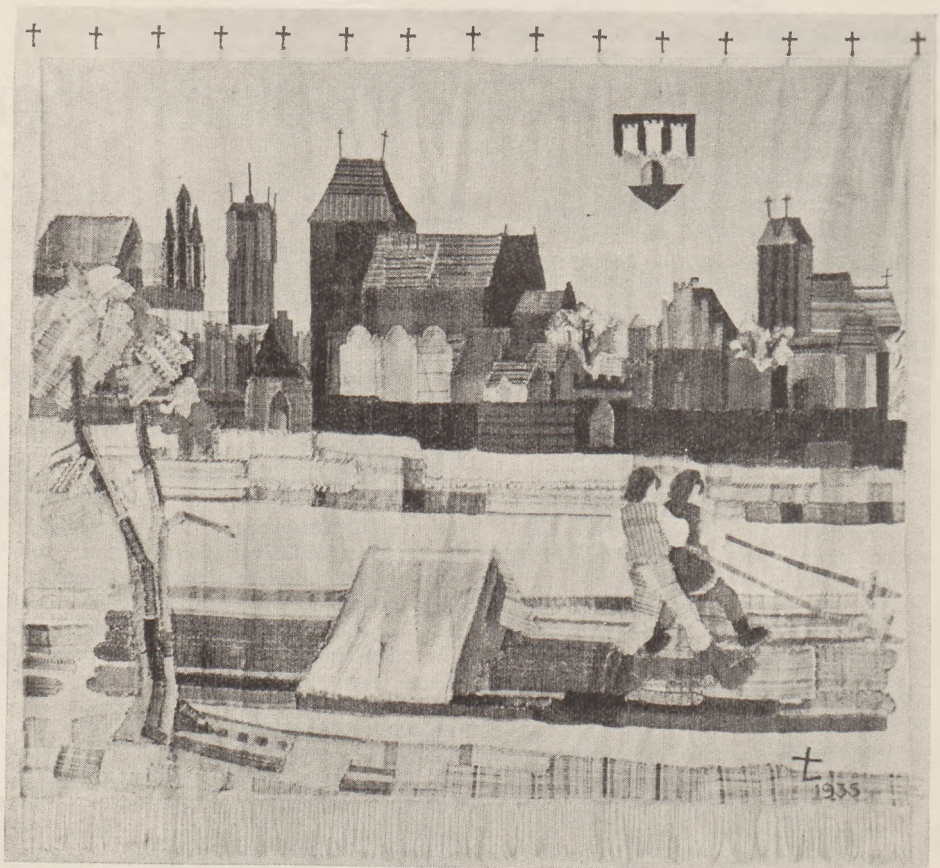
Mit seiner Arbeit im befreiten deutschen Osten hat Willy Lütcke dort wieder angefangen, wo er polnischer Anduldsamkeit halber aufhören mußte. Damals arbeitete er für den deutschen Schulverein in Polen. Dekorative Malereien an der Goetheschule in Graudenz, an der Schillerschule in Posen, Wandteppiche für die Eichendorffschule in Dirschau, geschnitzte Türen, schmiedeeiserne Ornamente und verschiedene Malereien an der Dürerschule in Bromberg, das waren so Arbeiten des Künstlers, ehe er nach Neustettin kam. Denn schon 1937 mußten die Arbeiten an der Bromberger Dürerschule eingestellt werden, weil der Pole immer unduldamer wurde.

Aus der Zeit seiner Tätigkeit in Polen hat Lütcke eine besonders schöne Erinnerung in Form des von ihm künstlerisch gestalteten Parteibuches der Jungdeutschen Partei. Auch das Liederbuch der Jungdeutschen nennt als Verantwortlichen für die Buchgestaltung Willy Lütcke.

Während seiner Neustettiner Zeit hat er an der Ausgestaltung der verschiedensten Jugendherbergen mitgearbeitet, so am HJ.-Heim Lubow und an der Jugendherberge Demmin. Danzig, das seine ursprüngliche Heimat ist, ließ ihn aber nicht los: In der „Paul-Bennecke-Jugendherberge“ hängt ein

3,50 mal 6,00 Meter großer Wandteppich, eine Aufnäharbeit in der Art, wie wir sie im Bilde zeigen, ein Hansamotiv. Willy Lütcke beherrscht die schwierige Technik dieser Aufnäharbeiten meisterlich; unsere Bilder,

die ein Motiv aus Thorn zeigen, beweisen das. Es ist bewundernswert, wie es dem Künstler gelang, mit den spröden Mitteln den seelischen Gehalt des Vorgangs auszudrücken.



Aufnäharbeit mit Thorner Motiven

Aufnahmen: Archiv Bollwerk

Jetzt nach dem Polenkrieg wurde Lütcke sofort wieder in den Aufbau eingeschaltet. Seit einem Jahr etwa arbeitet er in Thorn und ist dort mit einer Reihe künstlerischer Arbeiten vertreten. So sind zur Zeit drei Gobelinteppeiche in Arbeit: für das Gästehaus der Stadt ein Dianamotiv, für den Artushof ein Artushofmotiv und ein Gobelin

„Kampf des Deutschritters gegen den Slaven“, ein figürlich-symbolisches Motiv, das für den Ratsherrensitzungsaal bestimmt ist.

Der Künstler Willy Lütcke ist außerordentlich vielseitig. Bekanntlich entwarf er auch eine Danziger Briefmarke. Ebenso stammt der Ehrenbürgerbrief, den die Stadt Hammerstein dem Reichsarbeitsführer überreichte,

aus seiner Hand. Den Neustettinern werden von seinen Arbeiten die dekorativen Malereien im Forsthaus und die Holzreliefs in der Stadtsparkasse bekannt sein. Als neueste Arbeit sahen wir einen gelungenen Entwurf einer Plastik „Kleines Mädchen mit Puppe“, die in einem Krankenhaus Aufstellung finden wird.
Rudolf Oettinger.

H. J. BREISIG:

Die goldenen Apostel von Stettin

EINE BEGEBENHEIT AUS DER GRÜNDERZEIT

Ja, das war noch „Altenstettin“, obwohl es lange schon diesen Namen zugunsten von Damm hatte ablegen müssen. Viel war die Stadt um 1870 noch nicht über den Umfang der alten Stadtbefestigung hinausgewachsen; gerade oberhalb der Grünen Schanze entstand die Neustadt. Das eigenliche Leben aber bewegte sich noch im alten Raume. Luisenstraße, Roßmarkt und die Domstraßen waren das Wohngebiet der guten Stettiner Familien. In ihren Häusern wohnte die Feingeistigkeit, die Carl Ludwig Schleichs Vergangenheit besonnte. Und war sie vielleicht auch nicht ganz so weimaranisch, wie er sie rückschauend sah, die Stettiner empfanden sie so und wollten sie auch von den anderen so gesehen haben.

Dieses Lebenszentrum sah anders aus als heute. Die Drei Stiepen und manch anderes schöne Haus standen noch, und Originale, wie der köstliche Louis Nutz, ein aus Berlin zugewandter, etwas turbulenter Uhrmacher, erfreuten und ärgerten ihre Mitbürger. Mitten in diesem Stadtidyll, an der Ecke Große Dom- und Schuhstraße, lag die Adlerapothek. Sie ist auch heute noch an dieser Stelle, aber es ist ein ander Leben um sie hochgekommen. Das alte Barockhaus steht auf den Grundmauern eines Klosters. Dort hatte die „Grauen Mönche“ gehaust, bis der lutherische Rat sie auswies; es war recht friedlich bei dieser „Austreibung“ zugegangen. Das Stettiner Volk begnügte sich, den sonderbaren Heiligen einige „Liebenswürdigkeiten“ nachzurufen - es konnte noch besser plattdeutsch, als leider heutzutage. Im übrigen aber zogen die Mönnekes unbehelligt ab, durften sogar alle ihre Schätze mitnehmen, was dem Rat mit Rücksicht auf die Stadtfinanzen allerdings sauer genug ankam.

Mit der Mönchsniederlassung wußte zunächst niemand etwas Rechtes anzufangen; sie verfiel und wäre wohl völlig Wüstung geworden, wenn nicht schließlich ein hoher Rat zum Nutzen der Bürgerschaft die Apotheke eingerichtet hätte. Damit hätte ja nun unter das Kapitel „Graue Mönnekes“ endgültig der Schlussstrich gezogen werden können. Der Rat dachte wohl so und der Apotheker auch. Die guten Stettiner konnten sich aber von

diesem Thema noch lange nicht trennen. Zwar den Mönchlein weinte niemand eine Träne nach. Aber waren sie wirklich so ganz spurlos verschwunden? Es ist merkwürdig, daß demjenigen, den man unter den Besitzenden weiß, noch immer Reichtümer hinzugegichtet worden sind. Laß einmal einen

1000-Mark-Schein sehen, so bist du übermorgen für deine lieben Volksgenossen Herr über Zehntausende. So war es denn auch den Mönnekes ergangen. Was sie mitgenommen hatten, das war offenbar. Aber war das wirklich alles? Die Stettiner zweifelten jedenfalls daran. Und so kam es, daß das alte



Einzelheit aus dem Thorner Teppich von Willy Lütcke:
Sie zeigt nicht nur die Technik der Arbeit, sie offenbart auch die Kunst des Ausdrucks

Klostergrundstück als Hort verborgenen Reichtums besondere Achtung genoß.

Nicht lange vor dem Kriege 1870 hatte die Apotheke einen neuen Herrn bekommen. Sie muß wohl etwas verwahrlost gewesen sein. Jedenfalls entschloß sich der Besitzer zu einer gründlichen Aberholung. Und die fiel für ihn in eine böse Zeit. Die Gründerjahre machten sich bemerkbar, und diese bekamen zunächst einmal der ehrbaren Maurerzunft gut, viel zu gut, wenigstens nach Ansicht der Bauherren. In allen Ecken und Enden wurde gebaut, von Arbeitslosigkeit war keine Rede, um so mehr von Mangel an Bauarbeitern. So kam es denn, daß im Verhältnis von Lohn zu Leistung und Arbeitszeit die eigentliche Dominante der Lohn war. Dabei ging es den Herren Maurern so gut, daß sie schon am frühen Nachmittag, sobald die Stunde vom Jakobikirchturm schlug, die Kelle hinwarfen, vom Kohlmarkt sich Droschken holten und davon fuhren; natürlich nicht zu Müttern, sondern in die Kneipe, wo es hoch herging und manches Mal sogar Sekt herhalten mußte. Ihre Frauen waren wohl dagegen, aber darauf konnten sie keine Rücksicht nehmen.

Der Apotheker war auch dagegen, aber darauf nahmen sie noch weniger Rücksicht. Er war ein herzenguter, humorvoller Mann. Allein das ging denn doch zu weit. Was blieb ihm anderes übrig: er mußte in erster Linie hinter seinen Maurern hersein und sich mehr draußen als in der Offizin aufhalten. Das war recht unangenehm, zumal ihm dadurch kaum noch Zeit für seine sehr vielseitigen Privatinteressen verblieb. Den Herren Maurern paßte diese für sie ungebührliche Antreiberei schon ganz und gar nicht. So war die Arbeit unerquicklich für beide Teile, und Gott weiß, was aus der ganzen Aberholung geworden wäre, wenn nicht die Arbeit plötzlich einen rätselhaften Auftrieb bekommen hätte.

Die Keller sollten instand gesetzt werden. alte Kellergewölbe, viele Meter unter der Erde. Sieh einmal von der Schuhstraße in das Kellerfenster. Tief unten ist jetzt dort das Laboratorium. Damals lag alles voll Schutt. Und ausgerechnet über diesen alten Schutt fielen nun die Maurer mit geradezu fanatischem Arbeitseifer her. Sie räumten und räumten und hielten sich nicht einmal mehr an den Stunden Schlag. Einmal brachten sie ein mächtiges Schlüsselbund mit nach oben, das sie im Schutt gefunden hatten. Sollte es den Weg zu märchenhaften Schätzen öffnen? Der Apotheker warf es auf den Tisch, da zerfiel es in rostige Splitter. Damit war es also nichts. Aber das konnte den Eifer nun nicht mehr abdämpfen. Im Gegenteil, waren die Schlüssel dagewesen, dann konnten die Schatztruhen ja nicht mehr weit sein.

So ging die Arbeit im Sturmtempo weiter. Schon war der letzte Kellerraum in Angriff genommen, da stürmten die Maurer plötzlich in die Offizin: „Wi hebbten sei, wi hebbten sei, äver deilen!“ „Na, was habt ihr denn nu?“ fragte der Apotheker. „Na, dei zwölf goldenen Apostels!“

Nun war es also heraus. Das war der Grund für den unbegreiflichen Eifer gewesen. Alle zwölf Apostel, lebensgroß und aus lauterem Golde, hatten die Mönchlein besessen und, da ein goldener Mann das Vielfache eines natürlichen Leichnams wiegt, bei ihrer Austreibung im hintersten Kellergewölbe verborgen. „Schaftsköppe“, sagte der Apotheker, denn das war sein Lieblingsausdruck, „da werdet ihr schon was Rechtes gefunden haben!“ Aber das zog nun nicht mehr. Es half ihm nichts, er mußte mit in den Keller, um den märchenhaften Schatz zu besehen und - zu teilen.

Eine Stallaterne gab kümmerliches Licht, aber was sie da zeigte, war wirklich überwältigend. Von der Wand her strahlte ein goldiger Schein aus, nein, eigentlich schien es, als sei die ganze Wand mit Gold überzogen. Aber Apotheker waren schon damals

nüchterne Männer der Wissenschaft. Mit ruhiger Sachlichkeit griff er nach dem goldenen Wunder, und da war der Traum auch schon zerstoßen. „Schaftsköppe!“ Damit krümelte er einen Niederschlag aus Schwefel, Salpeter und Kalkfinter zu Boden. Dann ging er lachend wieder nach oben und nahm mit sich wohl den allerletzten Traum vom alten goldenen Stettin.

Da aber die Maurer bei der Arbeit warm geworden waren, blieben sie im Zuge, so daß die Aberholung fertig wurde, bevor der große Krach die Gründerzeit beschloß. So brachten die Apostel doch noch Segen, den Segen anständiger Arbeit.

Und wenn ihr es nicht glauben wollt, daß man im alten Stettin solche Träume gesponnen hat, so weiß ich es eben besser. Denn ich habe es von meiner lieben Mutter, und die war die Tochter jenes Apothekers.

Der letzte Pez in Pommern

Wie der letzte Pez in Pommern geschossen wurde, lesen wir in den „Provinzialblättern“ von 1825, wo es von dem Prediger Curtius in Pribbernow bei Wollin „unter den Kennzeichen der Glaubwürdigkeit“ wie folgt beschrieben wird:

Zwischen Lüzbin und Bergland war früher ein fast undurchdringliches Waldmoor, durch das ein schwieriger Fußsteig ging, der auf Bohlen ruhte, die von Pfosten unterstützt waren. Hier sei dem Prediger Schwarz aus Lüzbin oft auf seinem Dienstwege ein Bär begegnet, der ihm stets ruhig aus dem Wege gegangen sei, so daß er gar keine Furcht mehr gehabt habe. -

Einige Jahre später geht ein rüstiger Seefahrer in das Bruch, um sich Bandstücker zu hauen. Er stößt im Dickicht auf eine ziemlich Erhöhung aus zusammengetragenen Sträuchern und Moos und sieht hier zwei junge Bären. Er bindet sie schnell mit Stricken und bringt sie dem Herrn von Lüzbin. Der läßt sie aufziehen und schenkt sie dem Herzog. „Da der Prinz die gezähmten Bestien in Stettin frei umhergehen ließ, so kamen dabei die Bäcker- und Fleischerbuden nicht selten in Gefahr.“ -

„Bald darauf steht in der nemlichen Gegend der dortige Jäger Moldenhauer abends auf dem Anstande, um großes Wild zu schießen. Unerwartet kömmt ihm, kaum 40 oder 50 Schritte entfernt, ein großer Bär zu Gesichte. Er schießt ihn in das Blatt der linken Seite. Das Thier wendet sich um, und geht, unter großem Brummen, in das Bruch; hat stark geschweift, war aber nirgends zu finden.“

Nach einem Jahr trifft er wieder einen Bären. „Er brennt ihm eins vor den Kopf und sieht ihn vor seinen Augen niederstürzen. Als er auf wenige Schritte heran ist, richtet

sich das Tier noch einmal auf, um dann aber tot zu Boden zu sinken. Beim Abledern findet nun der glückliche Schütze zu seiner nicht geringen Verwunderung auf dem linken Vorderblatt seinen ganzen ehemaligen Schuß von zwei Kugeln dicht am Knochen liegen, aber völlig verwachsen.“ Und der Bericht schließt mit den Worten: „Nach dieser Zeit hat man, da die Waldungen immer lichter und die Brücher in Wiesen verwandelt worden, von keinem Raubthier dieser Art etwas vernommen.“ - Das muß also um 1750 herum gewesen sein. Ob dieser Bär aber wirklich noch ein Sohn der Wildnis war, bleibe dahingestellt.

Da für die Erlegung eines Bären im 17. und 18. Jahrhundert Prämien bezahlt wurden, lassen sich aus den Archiven die letzten Erinnerungen an Meister Pez noch feststellen. Nach einem Schreiben des Magistrats zu Damm vom 21. Oktober 1724 an die pommersche Kammer waren bei der Vorstadt 3 „Haupttrindvieh“ von einem Bären getötet. Es konnte kein Wolf gewesen sein, weil den Tieren am Rückgrat das Fleisch ausgerissen und das Blut ausgefogen war. In der nächsten Nacht schleppte er zwei Tiere weg, scharfte sie in die Erde und bedeckte sie mit Pöß, Kräutern und Strauch, „so daß man zugleich die Klauen des Bären erkennen konnte.“ -

Von nun an wurde er immer seltener. So kamen nach einer Aufstellung von 1727 in Hinterpommern auf 32 alte, 6 Mittel- und 47 Nestwölfe nur ein alter und zwei junge Bären. - 1730 schoß der Oberst von Borcken zu Altwigshagen (Kreis Anklam) einen alten und zwei junge Tiere. - 1735 „bestellte der Landjäger Nolte zu Colow einen Bären und 5 alte Wölfe im Wolfszeuge“. 1739 fing er wieder 2. - Die Zahl aller in Hinterpommern 1737/38 getöteter Bären betrug 8. - Auf



Aufn.: Bildarchiv LSW. (Schmalstieg)

In der geschützten Heimat

liegen der herrliche pommerische Strand und die weite Ostsee und bieten den Bedürftigen mit der gesuchten Erholung die Freude am schönen Vaterland

Beschwerden der Stadt Damm hielt der Oberforstmeister v. Hertefeld, Stettin, auf Kosten der Stadt eine Bärenjagd ab, zu der Damm nicht nur Mannschaften stellen, sondern auch die „erforderlichen Zeuge“ herbeischaffen und zurückbringen mußte. Das Ergebnis der Jagd wird uns leider nicht mitgeteilt.

1743 zerriß ein Bär bei Stettin 5 Rinder „und schleppte die Cadaver auf einen Haufen“. Da den Stadtschützen die Bärenjagd verboten war, erhielten „sämmliche Stettinsche Forstbedienten den Befehl, auf den Bären Jagd zu machen“. - Das Tier muß aber entkommen sein; denn im nächsten Jahr zerstörte es einem Besitzer 98 Stück Bienenstöcke, „welcher Schade bei einem Preise von 1 Rthlr. pro Stück sich auf 98 Rthlr. belief“.

(Bericht des Oberamtmanns vom 25. Mai 1745 an die Kammer.)

1749 fand eine Bärenjagd im Popenwasser von Stepnitzer Fischern aus einem Boot statt, „ohne Pulver und Blei“. Der Bericht meldet darüber:

„An den Oberforstmeister v. Barfusz in Friedrichswalde, Hochwohlgeboren. - Ew. u. s. w. übersende hiebei einen Bären, welchen die hiesigen Fischer diesen Morgen ganz zeitig im Popen-Wasser angetroffen und nach einem harten Gegenkampf endlich denselben darin erschlagen; Sie hegen das unterthänigste Vertrauen zu Ew. u. s. w., daß dieselben gnädig geruhen werden, vor ihnen zu sorgen, daß ihnen das geordnete Praemium wegen ihrer Mühe und Hertzhaftigkeit, so sie hiebei ange-

wandt, angedeyen und gewähret werden möge. Ubrigens wünschen Ew. u. s. w. und dero hohen Hause ein gesegnetes Pfingstfest und beharre mit allem Respect Ew. ganz gehorsamster Diener Casner.“

Die Prämie für einen getöteten Bären betrug im 15. Jahrhundert 6 Mark, für einen Luchs 4 und für einen Wolf 2 Mark. Im 18. Jahrhundert gab man für alle drei Arten denselben Satz. - Interessant ist die Ablehnung einer erhöhten Prämie an die beiden Fischer mit folgender Begründung: „Die Fischer sind vermuthlich auf keine Bärenjagd ausgegangen, sondern haben diesen von ohngefähr angetroffen und Gelegenheit gefunden, sich dessen zu bemächtigen, es wird ihnen kein geringes Plaisir gewesen sein, und wenn sie

noch dazu 3 Rthlr. bekommen, so werden sie damit gerne vorlieb nehmen; Sie mögen öfters 8 Tage mit vieler Gefahr fischen und kaum 3 Rthlr. reines Geld verdienen: daher sie wohl keinen Bär laufen lassen möchten, wenn sie abermalige Gelegenheit haben, ihn zu tödten."

Alle späteren Bären sind wohl ausnahmslos Überläufer oder dem Meerestroß entlaufene Tiere, die von fahrend Volk gezeigt wurden. Wenn der Bär auch in den vielen Brüchen, hohlen Eichen usw. in der norddeutschen Niederung sich verhältnismäßig lange halten konnte, so fehlte ihm hier doch als

Flucht- und Sicherheitsbezug das Gebirge mit seinen Felsengrotten, Höhlen und Steinklüften, die ihm bei einer Verfolgung ausreichenden Schutz boten. Und so scheuchte ihn die Entwicklung, in die der Mensch gedrängt ist, in immer entlegenere Teile der Erde.

H. Lawrenz

So leben sie unter uns

Unter dieser Überschrift wollen wir kleine Bilder aus dem Volke bringen, in denen der pommerische Mensch Merkmale zeigt, die direkt oder indirekt für sein Wesen mitbestimmend sind. Einsendungen, die dem Leben entnommen sein müssen, sind uns erwünscht.

Johann Wegners Lehrjahre

Mit 13 Jahren trat der Sohn des früh verstorbenen Altwarper Kapitäns Johannes Wegner seine erste Seereise auf der Brigg eines Bruders seines Vaters an. Rappen Richard Wegner war einer der besten Kapitäne der pommerischen Küste, als Sproß einer alten Seefahrerfamilie ein geborener Seemann, seit Jahrzehnten mit Wind und Wellen, Sturm und Wetter vertraut, ein Hüne, wohlbeleibt, wortkarg, aber von scharfem Verstande und schnellem Entschluß. Aus seinem braunen Gesicht ragte eine Adlernase hervor, und auch seine klaren, hellblauen Augen hätte man ihrer Seeshärte wegen mit Adleraugen vergleichen können. Sein dunkelblondes Haar bedeckte den ganzen Tag eine Schirmmütze, und von Ohr zu Ohr zog sich halbmondförmig ein ergrauender, dichter Backenbart, während der Schnurrbart sorgfältig wegrasiert wurde. Das ins Gelbe, ja ins Bräunliche spielende Gebiß zeugte von seiner Liebhaberei für Raubtabak. Dem Sohne seines Bruders war er zugegan, aber es war nicht seine Art, dem Jungen seine Zuneigung in irgend einer Weise zu zeigen. Daher behandelte er ihn genau wie die anderen Schiffsjungen, die an ihm einen zwar etwas rauhen, aber äußerst tüchtigen Lehrmeister hatten und in seiner Schule sämtlich zu tüchtigen Seeleuten wurden.

Als Seemannskind hatte Johann sich auf seine erste Reise gestreut, und als die Anker der „Merkur“ hochgewunden und die Segel gesetzt wurden, hätte er auffauchzen können. Er war für seine Jahre groß und kräftig und schon oft im Fischerboot auf das Haff hinausgesegelt, aber auf See überkam ihn doch bald ein eigenartiges Gefühl, als das Land seinen Blicken allmählich entchwand, und er rings um sich nichts sah als die unendliche, wogende Wasserfläche und darüber den weitgespannten Himmel. Er wunderte sich, daß der Steueremann sich in der endlosen Weite zurechtfinden konnte, und staunte nicht weniger über das Wissen seines Onkels um die Richtung kommender Winde und Stürme. Daß Nordost und Südwest sich kreuzen, war ihm nicht neu, denn

er kannte die alte Windregel: „Nordost mit Regen, Südwest entgegen.“ Der Onkel aber wußte mehr. Er brauchte mit seinen scharfen, hellblauen Augen nur zum Gewölk aufzuschauen, so sagte er vorher, aus welcher Richtung ein Sturm drohe, und bei Windstille las er dem zottigen Schiffshund an der Haltung der plötzlich unter Schnuppen erhobenen Nase den kommenden Wind ab.

Als solche Stille einmal acht Tage anhielt und man beständig kreuzen mußte, fragte ein Matrose vergeblich am Mastbaum, und ebenso erfolglos war sein Pfeifen, als aber Onkel pfiff, stellte sich der gewünschte Wind nach einer Viertelstunde ein. Er pfiff leise, um keinen Sturm heranzulocken und unterbrach das Pfeifen durch die freundliche Einladung: „Kumm, Brise! Kuhl up!“ Als sie gekommen war, forderte er zur Vornahme von Näharbeiten auf, um sie festzunähen. Bei Windstille und „konträrem“ Wind dagegen durfte nicht genäht werden.

Als sie einmal bei gutem Winde segelten, wurde von einem ihnen entgegenkommenden Schoner ein stumpfer Besen ohne Stiel in Richtung der „Merkur“ ins Wasser geworfen, um den Wind zu einer Drehung zu veranlassen. Der Onkel war erboßt, denn er wollte sich natürlich den guten Wind nicht wegschlagen lassen; doch blieb dieser ihm treu und kümmernte sich nicht um den Besen. Als aber Johann den Wind deswegen lobte, bekam er eine derbe Maulschelle und dann die Befehlung, daß der Wind umschlüge, wenn man von ihm spräche oder gar ihn lobte.

„Du dumme Bengel, di will'k dat Verrau-pen utdriewen!“ hatte der Onkel bei der Backpfeife gesagt.

Ebenso schlagend hatte er die Frage seines Neffen auf dessen erster Reise beantwortet, wann sie in Dronkheim einlaufen würden, weil er meinte, solches Fragen nehme der Wind übel, und man verzögere dadurch nur die Ankunft. So lernte der Schiffsjunge die auf einem Segelschiff nötige Ruhe gegenüber Wind und Wetter.

Der Onkel teilte auch den alten Seemannsglauben, der den Zugvögeln inmitten des Meeres auf den Schiffen ein sicheres Ausruhen verschafft: „Wer noa de Vagels up Schipp griffst, möt bald noa de Sägels griespen!“ Um nicht einen Sturm heraufzubeschwören und um seiner Backe erziehlige Fingerabdrücke zu ersparen, ließ Johann die er-

müdeten Vögel in Ruhe. Ja, Onkel kannte sich aus mit Wind und Sturm und hatte eine Lehrmethode, die dem Schiffsjungen diese Kenntnis schnell einbläute.

Aber obwohl er mit den Winden auf du und du stand, vergaßen diese doch zuweilen das freundschaftliche Verhältnis völlig, namentlich bei Nordseefahrten. Freilich konnte er seine Brigg vor manchem Sturm in rasender Geschwindigkeit herlaufen lassen, aber es kamen auch Stürme, die Schiff und Mannschaft den Untergang bringen wollten, vor dem diese nur durch Onkels seemännische Tüchtigkeit bewahrt blieben. Johann Wegner hat nie eine Bö vergessen, die so plötzlich aus Südwest heranbrauste, daß nicht Zeit blieb, die Segel einzuziehen, und die sich so gewaltig auf diese stürzte, daß die Brigg sich weit nach Lee überlegte, die Keeling sich unter den Wellen versteckte und der Deckaufsatz sich mit Wasser zu füllen begann. Zum Glück gelang es, rasch das Vordersegel wegzunehmen, und als Onkel geschickt in den Wind drehte, richtete sich seine „Merkur“ wieder auf. Bald flaute dann der Stoßwind ab und unbehindert konnte man die Fahrt fortsetzen, die durch einen zu Hilfe kommenden freundlichen Nordost kräftig gefördert wurde. Onkel hatte also doch noch Freunde unter den Winden.

Aber nicht immer waren sie in der Not zur Stelle. Mehrfach mußte die Besatzung hinter dem Ruderhaus Schutz suchen, wenn Woge auf Woge über das Vorderdeck brauste. Einmal mußten sie sich sogar in die Masten klammern und diese umklammern, um nicht von dem Sturm in die aufgeregte See geschleudert zu werden. Zweimal war das Schiff in äußerster Gefahr, gegen eine Klippe geworfen zu werden. Wie ein Wunder erschien Johann Wegner zuweilen die Rettung. Eines Tages aber - es war Mitte November - erreichte ein Nordsturm dicht an der norwegischen Küste sein Ziel. Zum Glück war der Schiffsbruch vom Strande aus bemerkt worden. Vier beherzte Männer wagten sich im Rahm in die Brandung, und es gelang ihnen, die Besatzung zu retten. Bei Johann war es die allerhöchste Zeit. Er hielt sich mit äußerster Anstrengung im Mast über Wasser, aber seine Hände waren so erstarrt, daß er nicht einmal mehr eine ihm entgegengestreckte Hand ergreifen konnte. Als man ihn in den Rahm gezogen hatte, hüllte ihn ein Norweger sogleich in seine Lederjacke. Die guten Leute nahmen sich der Ge-

vetteten in geradezu rührender Weise an. Auch die Brigg konnte nach einigen Tagen geborgen werden.

Nach Ausbesserung der Schäden wurde die Reise fortgesetzt, aber bald schlug der günstige Wind um und der widrige gewann Sturmstärke. Trotz aller Vorsicht des ausgezeichneten Kapitäns stieß die „Merkur“ auf eine blinde Klippe und bekam ein Leck. Da man dieses während der Fahrt nicht abdichten und des eindringenden Wassers nicht Herr werden konnte, atmete die Besatzung auf, als es ihr mit unsäglicher Mühe gelang, eine kleine, geschützte, wenn auch unbewohnte Felsenbucht zu erreichen.

Der Instandsetzungsarbeiten und der anhaltenden Stürme wegen mußte man dort

länger verweilen. Auf der See schwammen Eisstücke, und wenn der Nordsturm andauerte, drohte die Gefahr des Einfrierens. Doch besetzte sich das Wetter, so daß sie die Bucht verlassen konnten, und nachdem sie sich in einem norwegischen Hafen mit Proviant versehen hatten, erreichten sie noch vor Einbruch starken Frostes den Lübecker Hafen. In der einsamen Bucht waren ihnen die Lebensmittel bis auf Erbsen und Bohnen ausgegangen; was sich besonders ungünstig auf die Laune des Kapitäns auswirkte. Johann Wegner hat noch als Greis seinen Enkeln die Mahlzeiten jener Angsttage geschildert:

„Erbsen und Bohnen an der Zahl die Woche einundzwanzigmal.“

Er erholte sich damals aber bald und hätte

um keinen Preis der Welt die Seefahrt mit einem ruhigen Leben an Land vertauscht. Bald kannte er zwischen Riga und Lissabon manchen Hafen, hatte Holz, Getreide, Heringe, Wein, Zucker und Salz von Land zu Land befördern helfen, einige Brocken schwedisch, dänisch, norwegisch, englisch, französisch und portugiesisch gelernt und war in Wind und Wetter, in Sonnenschein und Regen braun und stark geworden. Wie alle Wegner war er von hohem Wuchs, und als er bei der Garde diente, war er Flügelmann in seiner Kompanie. Seinem Onkel aber hat er später als Käppen Ehre gemacht und für die zwar etwas rauhe, aber erfolgreiche Lehrmethode die Dankbarkeit bewahrt.

Wilhelm Hörstel

Der graue Faden

Erzählung aus Pommern von Rita von Gaudecker

Der Wind trieb Hagelkörner an die Fensterscheiben. Die schwere braune Tennentür knarrte. Trat man aus der einzigen geheizten Stube auf die Lehntenne, so schlug einem die Kälte ebenso beißend entgegen, wie auf dem Hof. Gespenstisch weiß leuchtete an der grauen Wand das heute geschlachtete Schwein, an der kurzen Leiter hängend. Zwei Frauen spülten und wuschen die Därme am offenen Herd. Am Hofen hing die Petroleumlampe. Man konnte schlecht sehen, das war ärgerlich. Im Zimmer tobten und fauchzten die Kinder über das Prasseln der Hagelkörner. In vier Wochen war Weihnachten.

Ungebärdig brauste die See, aber die Frauen hörten es mit Gleichmut, es waren keine Boote draußen. Um die scharfen früh gealterten Gesichter standen graue Kopftücher, tief herabgezogen wie die Strohdächer ihrer niedrigen Häuser. Der Tag hatte seine Last gehabt, man war stumm und müde geworden. Alwine Treu sagte endlich:

„Nu is gaud, lot man sin“, und warf die letzten gereinigten Därme in den Eimer. Dann ging sie hinaus an den Brunnen, um das Spülwasser zu wechseln. In diesen Minuten, als Alwine auf dem Hof war, mußte es geschehen sein. Das sagte sie sich später.

Frau Blieter war allein am Herd geblieben und dann in die Stube gegangen, um ihr Umschlagtuch zu holen. Treu fütterte die Kühe, und die Kinder waren durch die offene Zimmertür sofort auf die Tenne geschlüpft, um das Schwein im Halbdunkel zu bestaunen. Sie tasteten neugierig am erkalteten Bauchfett herum, es war so verlockend glatt und fest.

Und da also mußte es geschehen sein.

Frau Blieter war über den Hof gegangen an Alwine Treu vorbei, hatte ihr Gute Nacht gewünscht und war im Dunkel verschwunden. Alwine trat mit dem Eimer voll frisch gespülter Därme wieder in die Tenne, jagte die gaffenden Kinder ins warme Zimmer zurück und ging daran die Abendsuppe zu richten. Der Mann trat aus dem Verschlag, hinter dem das Vieh mit unter dem langen Strohdach hauste. Er stieg auf die Leiter und warf Heu vom Boden herunter, das mit weichem Schlag auf die Tenne fiel. Immer weiter prasselte der Hagel, selbst die Kinder wurden nun ängstlich und krochen gern in die Kastenbetten hinter die blau gewürfelten Gardinen.

Frau Treu lehnte am Ofen, sie überdachte, was morgen zu tun war. Es war alles im Haus, was sie brauchte, sie hatte es Sonnabend aus der Kleinstadt mitgebracht. Nun griff sie auf das Bort nach dem Strickzeug. Zugleich wollte sie dem Mann ein Paar fertige graue Socken zeigen, die daneben liegen mußten. Sie waren fort. Alwine

rückte den Holzstuhl heran, stieg herauf, suchte, aber umsonst. Der Mann saß still da, den Kopf in die Hände gestützt. Er war wohl der wortkargste Mensch im Dorf. Die blaßblauen Augen mit den schweren Lidern schienen nie voll wach. Er war fünfzehn Jahre jünger wie seine Frau. Sie behandelte ihn wie ein hilfloses Kind, und er war auch faum mehr. Nur wenn es an den Strand ging, kam Leben über ihn, nicht Worte, aber Wille und Leben. Das Wasser war ihm einzige Heimat, im Winter schlief er fast völlig ein. Wie die Frau immer unruhiger suchte, sah Treu einmal auf, aber den Mund öffnete er nicht. Was zu erfahren war, würde er früh genug wissen. Der Hagel ließ nach, die Frau rückte und kramte, die Kinder schnarchten, er schloß auch die Augen. Um die Lehmwände des langen Hauses pffif der Ostwind. Die Lampe gab mattes Licht.

Alwine stand wieder am Ofen, die Hände hinter dem Rücken. Das Kopftuch schob sie unruhig aus der Stirn, ergrauende Haarsträhnen hingen in das scharfe Gesicht, und rote Flecken brannten auf den Backen. Das waren Sturmzeichen.

„Die Strümpf sind wech“, warf sie kurz dem Mann an den Kopf. Er schwieg.

„Dich is dat woll fleich, mannich? Du frägst da nich nach, ob mich einer wat nimmt!“

Treu richtete die wasserblauen Augen langsam auf seine Frau, er brummte etwas, was sie sich deuten mochte, wie sie wollte.

Alwine litt es nicht länger. Sie ging in die Tenne, zündete die Laterne an und verließ das Haus. Sie wußte selbst kaum, was sie wollte. Im Dorf war alles dunkel und still, man ging früh zu Bett in der Winterzeit. Die See sang ein wildes Nachtlid, und die Luft war diesig, es mochte wohl Schnee kommen. Alwine Treu schlürfte durchs Dorf. Der Schein ihrer matten Laterne fiel auf die unregelmäßig beieinander stehenden Höfe. So kam sie an den Fluß, da lag Frau Blieters Haus, wohl das armseligste im Dorf. Sie lebte da mit ihrem blöden Sohn. Ihren Mann hatte die See geholt. Auch hier war es dunkel. Alwine schlich bis an das Fenster und horchte, die Laterne unter der Schürze verborgen. Sie hörte nichts, nur die See dröhnte ihr in den Ohren. Und dann doch, ganz plötzlich, ein leises höhnisches Lachen. Sie fuhr zurück, hatte man sie gesehen?

Wie von Geistern gejagt lief sie nach Hause. Der Mann schnarchte im Bett, sie aber lag noch stundenlang wach und hörte das Lachen, und meinte zu sehen, wie Frau Blieter, über die grauwollenen Strümpfe gebeugt, sie - Alwine Treu - verhöhnste. Es war unerträglich.

Außerhalb des kleinen Stranddorfes am Beginn der endlosen Weideslächen lag ein einzelnes Gehöft. Der Ziehbrunnen reckte seine lange Stange in die Dämmerung des sinkenden Novemberabends. Es begann leise zu schneien, und der Wind trieb die Flocken waagrecht über die weite Ebene. Vom Dorf sah man schwankenden Laternen-schein.

Die alte Frau am Fenster des einsamen Hauses sah ihm ruhig entgegen, ihre Augen waren noch scharf wie die eines Raubvogels. Es würde Alwine sein, am Sonntagabend kam sie zuweilen zur Mutter. Frau Damerows Füße waren gichtisch und geschwollen. Sie rief der Magd den hölzernen Bolzen von der Tennentür zurückzu-schieben, man hatte im Einnachten schon geschlossen. Mürrisch schlürfte die Magd zur Tür und ließ Alwine ein. Die Laterne wurde aus-geblasen und blieb qualmend in der dumpfen Tonne stehen. Im Stroh raschelten und piepten die Mäuse, und auf dem offenen Herd glühten noch Scheite. Oben im Halbdämmer des ruhigen Rauchfanges hingen Speckseiten und Würste. Die Mutter hatte schon im Oktober ge-schlachtet. Alwine sah flüchtig hinauf, sie war immer in Sorge, der unbehilflichen Alten könnte ihr Hab und Gut gemindert werden. Es war nur noch ein Knecht im Hause, der einzige Sohn hatte sich mit der geizigen Alten erzürnt und war über See gegangen. So waren Alwines Kinder wohl dereinst hier Erben.

Als Frau Treu in die stark überheizte rauchige Stube trat, konnte sie kaum noch das Gesicht der Mutter am Fenster unterscheiden. Die Hakennase und das scharf vorspringende Kinn berührten sich fast. Bald spann die Dunkelheit die beiden Frauen völlig ein. Langsam gingen die ersten Worte hin und her. Dann folgten leise und hastige Sätze. Alwine erzählte den Diebstahl der Strümpfe.

„Dat is so, Mudder, fast glöwe, Blieteresch ist wese, dorup leg ik min Hand int Füer.“

Die Alte mochte nicken oder verneinen, man sah es nicht. Die Nacht hatte ihr dunkles Tuch um das faltige Gesicht gelegt. Ein langes Schweigen. Dann begann Alwine wieder:

„Sei hett lacht, mi utlacht, dat lot ik nich up mi sitte. Mudder, wat nu?“

Und dann kam es, wie ein langer grauer gespenstischer Zug durch die niedrige Stube gezogen, eine der andern geduckt nachschleichend, - die Reihe der Geschichten, wo man auf heimliche Weise den Dieb erwischt, überführt, erschreckt hatte zu Wiedergabe oder Geständnis. Die Alte sprach, Alwine lauschte. Und das ganze unsterbliche Zauber-wesen unserer nordischen Fischerdörfer schlich sich durch Ritzen und Türen herein, derweil nasser Schnee an die Scheiben klatschte. Die Nacht lagerte sich immer schwärzer und dichter über die Ebene, über die See. Landeinwärts reckten ein Paar Windmühlen hart ihre Arme empor, es schien noch weit zu den heiligen Nächten. Heute war Totenfest.

Alwine schauderte, als sie, die flackernde Laterne in der Hand, den Heimweg antrat. Die nassen Flocken waren wie wehende Gewänder, sie eilte weiter, fast laufend, aber sie wußte nun, was tun.

Doch auch das Schicksal mußte das Seine hinzufügen, wenn es gelingen sollte. Alwine fragte häufig nach allerlei kränkenden alten und jungen Leuten im eigenen oder benachbarten Kirchdorf, in dem, eine Stunde entfernt, die Fischer eingeparrt waren. Dort hatten sie auch ihren Begräbnisplatz, aber es schien, daß keiner, alt oder jung, den Todesweg zu wandern bereit war, um Alwines Rache zur Hand zu gehen. Innerhalb dreier Wochen mußte es sein, daß ein frisches Grab sich auftat, hatte die Mutter gesagt. Sorgfältig legte Alwine Treu ein kleines graues Wollknäuel bereit, den Rest der entwendeten Strümpfe. Dieses Knäuel mußte von unschuldiger Kinderhand in das Grab geworfen werden, dann ließ es dem Dieb keine Ruhe, er mußte die Beute zurücktragen, oder aber die Hand des Toten schlug ihn zur Nacht.

Die Adventszeit begann mit ihren funkelnden nächtlichen Sternen, und die Kinder brachten aus der Schule Worte und Lieder mit, die von schwindender Finsternis und aufstrahlender Liebe sprachen. Alwine blieb taub dafür. Sie wartete auf das Grab, zwei Wochen waren schon um.

Da geschah es auf jähe Weise, daß ihr Warten erfüllt wurde.

Die alte Frau Damerow stieg zur Nacht mit ihren gichtischen Füßen die Leiter hinauf, um ihre Speckseiten und Würste im Rauch-

fang zu zählen. Sie stieg hinauf, aber nicht mehr hinunter. In ihrem Bemühen, die Laterne an einen Haken des großen Querbalkens zu hängen, beugte sie sich zu weit vor, verlor das Gleichgewicht und stürzte, die Laterne noch in der Hand, auf die Lehmtenne herab. So unglücklich, daß kein Zucken der dunklen Gestalt mehr dem erwachenden Knecht verriet, daß hier Leben gewesen. In ihrem grauen dürftigen Kleid lag wie ein matter Nachtfalter die dürre Frauengestalt mit ausgebreiteten Armen da, das Gesicht zur Erde gekehrt. Die zerbrochene Laterne hatte Strohhalme gefaßt, die zu Schwelen be-gannen. Der bestürzte Knecht schlug sie mit der Kornschaufel aus und rannte blindlings davon, um Leute zu holen. Bald stand die Tenne voll eilig herbeigerufener Menschen, unter ihnen auch Alwine. Aber sie schrie und jammerte nicht, sie schien erstarrt zu einem wortlos bleichen Gebilde. Mit ihrer trockenen harten Stimme gab sie alle nöti-gen Befehle, Kleidete die Mutter aus, wusch den braunen Körper, der vogelähnlich gekrümmt nur auf dem Bette lag, mit warmem Wasser, das die Magd in dem kupfernen Kessel am Feuerhaken ge-wärmt hatte. Lange hatte dieser magere Leib nicht mehr so warme Blut gekannt. Die gebrochenen Augen wollten sich durchaus nicht schließen. Alwine fühlte schauernd ihr Starren. Sie las daraus eine sonderbare Mahnung. Und sie beschloß ihr zu folgen.

*

Die Welt war tief verschneit. Die niedrigen Kiefern auf dem weit dahinziehenden Dünenrücken duckten sich unter ihrer Last und die Strohdächer des Dorfes desgleichen. In harter Bläue dehnte sich die See, der Fluß trug schon eine leichte Eishaut. Der Strand war hart und fest gefroren, Sand und Schnee mischten sich zu sonderbar bleichen Farben.

Landeinwärts über die weiße Fläche ging in dunkler Langsamkeit der Begräbniszug. Auf einem großen Holzschlitten stand der Sarg. Fast das ganze Dorf folgte. Arbeit war in diesen Tagen nicht zu versäumen, und nicht alle hatten einander schon genugsam über das jähe Geschick gesprochen. Alwine Treu hielt ihren Jüngsten, einen neunjährigen Buben, fest an der Hand. So fest, daß es ihn schmerzte. Aber er wagte keinen Laut, ihn würgte die Angst um das unheimliche Begehren der Mutter. In seiner blauroten Knabenfaust hielt er ein kleines graues Wollknäuel verborgen. Alle andern trugen Kiefernfränze oder Kreuze, mit Papierblumen verziert. Er allein dies schreckliche geheimnisvolle Knäuel, das er der Großmutter nachwerfen sollte ins Grab. Unklar meinte erplötzlich, sie werde es ihm zurück-werfen, an den Kopf, vor allen Leuten. Sie hatte ihn ja oft geschimpft und geschlagen, er war eigentlich recht froh, daß sie tot war. Vor lauter Angst begann er vor sich hin zu weinen. Die Frauen nickten gerührt:

„Is dat een schönen Jung, dei hett wat up sin Großmudder hulle. Achtoit, nee, so 'n Kind.“

Nun war man in der Kirche. Der Pfarrer hielt dort die zweite Rede, die erste war schon im Trauerhaus gehalten worden. Er lobte die Tote nach Kräften. Dann ging der Zug aus dem Gotteshaus zum Grabe. Da lag manch großer reicher Bauer des Dorfes, arm und bescheiden, wie unwillkommene Gäste, lagerten die Toten des Fischer-dorfes zwischen ihnen. Nun sprach der Pastor: „Von Erde bist du genommen, zu Erde mußt du werden.“ Er warf drei Hände voll Erde dem versenkten Sarge nach, Schnee mischte sich freundlich mildernd darunter. Alwine und ihr Mann traten vor und taten das gleiche. Die zwei ältesten Kinder, Martha und Wilhelm folgten. Daniel war angewiesen, erst später zwischen andern aus dem Trauergefolge ans Grab zu treten. Es wurde empfindlich kalt, Wind und Schneetreiben nahmen zu, die Leute eilten und drängten sich ans Grab. Mitten hinein stieß Alwine in ungebrochener Aufmerksamkeit ihren Jungen. Halb schluchzend taumelte er vor, und mitten in die von anderen Händen geworfenen Erdbrocken fiel sein kleines Knäuel mit in die Grube. Der graue Faden blieb an der Sargverzierung hängen. Auf-heulend vor Erleichterung und Schrecken stürzte Daniel zu den an-deren Kindern zurück. Man hielt es für Schmerz.

Schneller und redseliger trat der Zug der Dorfleute den Heimweg an. Einzelne waren schon vorangeeilt. Frau Blieter war unter ihnen.

Ehe Alwine Treu den Angehörigen und Gästen in das Trauerhaus folgte zum Leichenschmaus, ging sie noch auf den eigenen Hof

hinüber. Eine Kuh sollte kalben, sie wollte selber sehen, wie es damit stand. In solchen Dingen traute sie keinem andern. Aber es war noch nicht so weit, die Kuh lag ruhig kauend auf der Streu. Alwine hing den Wasserkessel an den Feuerhaken und legte im Ofen nach, damit heute abend beim Heimkommen die Stube warm sei. Dann langte sie zum Wandbort hinauf, um das Gesangbuch zurückzulegen. Sie blieb still und starr stehen. Ein wenig herunterhängend mit den grauen Spitzen, an denen noch der unvernähte Schlußfaden baumelte, lagen da oben die grauen Wollstrümpfe.

Alwine Treu mußte sich setzen, ihr schlotterten die Knie. War nicht das Haus verschlossen gewesen? Es stürzte kalt über sie her, als rissen tausend gespannte Seile. Jetzt plötzlich begriff sie den Tod der Mutter. Blitzartig schien ihr alles eine Strafe, eine Folge ihres Hasses, ihres Planes. Hatte die Mutter stürzen müssen? Wurde die Hand, die man ins Dunkel streckte, mitgerissen? Reichte der lange graue Faden aus dem Grabe bis zu ihr? Und zog und zog? - Nicht den Dieb, sondern den Verfolger? Hatte sie am Ende auch ihr Kind noch gezeichnet? Daniel, wo war Daniel? Sie hatte ihn nicht auf dem Rückweg gesehen.

Der Triumph der Stunde wollte sich nicht einstellen. Plötzlich war es, als höre sie aus dem Schneetreiben wieder ein Lachen, das Lachen jener Nacht, als die Strümpfe verschwanden. Alwine schlug die Hände

vor das harte Gesicht und betete. Betete in rasender Eile um die Erhaltung ihres Kindes, um Schutz vor Spuk und bösen Geistern. Um einen stillen und seligen Tod. Sie schlug das Zeichen des Kreuzes über die Strümpfe und legte das Gesangbuch quer auf die grauen Wollhaken. Sie wollte sehr bald einmal zum Tisch des Herrn gehen.

Bei dem reichlichen und guten Leichenschmaus fiel es den Leuten auf, wie weiß Frau Alwines Gesicht blieb.

„Ach nee, wat die sich främt, sei is janz witt int Jesicht.“

Sonderbar auch, wie sie den kleinen Daniel nicht von der Hand lassen wollte, als er, verspätet durch eine Schneeballschlacht mit den andern Jungens, endlich auch im Trauerhaus anlangte. Halb schluchzend riß sie ihn an sich. Daniel war erstaunt, statt Vorwürfen Tränen zu sehen. Die zarteste weiße Hühnerbrust wurde ihm auf den Teller geladen, und er mußte neben der Mutter bleiben.

Frau Blieter saß unten am Tisch und hob ihre schwarzen beschatteten Augen langsam zu dem Rauchfang, in dem bräunlich und fest die Würste und Speckseiten hingen. Es war, als wolle sie sie zählen. Alwine begegnete ihrem Blick und fühlte das Zittern ihrer Kniee sich erneuern. Sie hat es niemals gewußt, wer in dieser Stunde gesiegt hatte.

Die Sterne standen licht über der zur Ruhe gekommenen weißen Welt, als die Trauergäste laut johlend heimzogen.

Kulturleben in Pommern

Schwarzweißkunst in Stralsund Die 23. Ausstellung im Museum

Das Stralsundische Museum hat in bisher 22 Kunstausstellungen, die von der Bevölkerung Stralsunds, Vorpommerns und Rügens stets gut besucht wurden, dem Ruf Stralsunds als einer Stadt, in der die Künste eine gute Pflegestätte finden, jede Ehre gemacht. Lezt-hin machte es in zwei reichbesetzten Kunstausstellungen mit den Malern der engeren pommerschen Heimat bekannt. Diesmal spannte der Leiter des Museums, Dr. Adler, den Rahmen für die 23. Ausstellung weiter und forderte die namhaftesten Graphiker aus dem ganzen Reich auf, Proben ihrer Kunst in Stralsund auszustellen. Trotz Krieg und Transport Schwierigkeiten gelang das Wagnis. Von 23 aufgeförderten Künstlern sagten 22 zu, und die Tatsache, daß alle ausstellenden Graphiker auf der Großen Deutschen Kunstausstellung in München vertreten waren, kennzeichnet die Bedeutung, die dieser Ausstellung für ganz Vorpommern zukommt.

In erschöpfender Weise wird hier zum erstenmal für Stralsund ein Überblick über das graphische Schaffen der Gegenwart gegeben, und alle Freunde der früher so arg vernachlässigten, jetzt wieder zu Ehren kommenden Schwarzweißkunst haben hier gute Gelegenheiten, Handschrift und Schreibweise unserer ersten Radierer und Holzschnitzer kennenzulernen, zu studieren und zu bewundern. Die Arbeiten sind in ihrem künstlerischen Ausdruck so vielgestaltig, daß wir uns hier nur mit einer Auswahl begnügen können.

Der Ostmärker Ernst Dombrowski ist mit einigen Holzschnitten vertreten, und besonders fallen die mit fester Hand geschnittenen, monumental wirkenden Köpfe Huttens und Heinrichs I. auf. Der Mecklenburger Karl Hennemann gibt in seinen Holzschnitten weiträumige Landschaften. Ein Graphiker von besonderer Ausdruckstärke ist Bodo Zimmermann aus Breslau. Sein in kräftiger Linienführung gehaltener Holzschnitt „Am Kanal in der Normandie“ kennzeichnet die ganze britische Tragödie bei Dünkirchen. Die Holzschnitte des Leipziger Alfred Finsterer fallen durch ihre Schwere und Erdgebundenheit auf. Ein Künstler von bemerkenswerter Art ist Hof. Wilhelm Heise aus Königsberg. Seine in Stein gestochenen Pflanzenformen sind so zart und phantasiereich, so voller Leben, daß man ihre Blüten

zu sehen glaubt. Heinrich Hgenfritz aus Berlin steuerte einige zeichnerisch klare Kupferstiche bei. Der Münchener Ottohans Beier bringt in feinen glänzend durchgeführten Radierungen Szenen aus dem Volksleben, humorvoll aufgefaßt und unbedenklich phantasiereich. Von Prof. Walter Klemm, Weimar, fällt besonders ein Holzschnitt ins Auge, der zwei Flamingos darstellt. Der Schwung der Bewegung ist ihm ungewöhnlich gut gelungen. Ausdruckstark und wirkungsvoll ist der Holzschnitzer Karl Nahr aus Berlin. Zum Schluß sei noch Georg Sluytermann von Langeweyde genannt, der sich als Illustrator von Volksliedern einen Namen gemacht hat.

Diese Ausstellung vermittelt jedem, der sie besucht, tiefe Eindrücke und Freude an den formschönen Linien der graphischen Kunst. Stralsund kann sich glücklich schätzen, daß seine Museumsleitung den Mut aufbrachte, eine Kunstausstellung von diesem hohen Rang zu veranstalten, eine Ausstellung, um die manche andere und vielleicht größere Stadt die alte Hansestadt beneidet. Hans Regler.

Gedächtnisausstellung Walter Georg Stockmann

Dem Gedächtnis des pommerschen Zeichners und Malers Walter Georg Stockmann, der im November des vergangenen Jahres starb - das „Bollwerk“ widmete ihm damals einen längeren Nachruf -, gilt eine Ausstellung, die der Stettiner Museumsverein zur Zeit im Museum der Stadt Stettin durchgeführt. Sie vereinigt etwa 60 Arbeiten des Künstlers, die zum überwiegenden Teil aus seinen letzten Lebensjahren stammen und in dieser geschlossenen Übersicht durch ihre Reife und Vollkommenheit auch seine Freunde noch überraschen.

Bei aller Genauigkeit seines Striches und der Klarheit seiner Darstellung, seinen oft eigenwilligen technischen Fertigkeiten, gelang es Stockmann in jedem dieser Blätter hinter dem Außen der Dinge ihre innere, wesentliche Gestalt sichtbar zu machen. Der pommerschen Landschaft namentlich lauschte er ihr geheimstes Leben ab und bannte ihre Herzlinie auf das Papier. Welch stille Größe und trauervolle Einsamkeit sprechen etwa aus dem „Kräuschenschlafbaum“ zu uns, einem Aquarell, das auch die eigentümliche Atmosphäre unseres Landes zwischen der Weite der Ebene und der Höhe des Himmels in vollkommener Dichte wiedergibt.

Stockmanns ganze Liebe gehörte den kleinen Dingen, den Pflanzen und Tieren. Wir spüren sein gütiges Auge und seine zärtliche Hand in diesen Aquarellen und Holzschnitten und geben uns dem stillen Glück hin, das uns bei ihrer Betrachtung umfängt.

Anmut und Zierlichkeit, die kleine Form aber haben Stockmann nie in die Lieblichkeit des Idylls verlockt. Sein Frieden war erlittene Weisheit, nicht billige Sättigung. Wer das ganz begreifen will, muß sich in sein „Selbstbildnis“ versenken, das zu den erschütterndsten menschlichen Bekenntnissen gehört und unser Herz mit ehrfürchtigem Schauer erfüllt.

Mit den Arbeiten Stockmanns hat man solche der Gemeinschaft Greifswalder Künstler vereinigt, die neben ihnen wohl zu bestehen vermögen. Die einprägsamsten stammen von Paul Barz, dessen Klarheit fast kühl und bewußt wirkt, im Vertiefen daren aber namentlich die rügenische Landschaft lebendig und hintergründig deutet. Seine Bildnisse sind von einer schönen Geschlossenheit.

Sehr erfreulich ist die Begegnung mit Rupprecht von Wegesack, der vor allem durch seine Farbigeit besticht und dessen Tierbilder man immer wieder gerne betrachtet. Die Radierung „Bergdisteln“ gehört in ihrer edlen Strenge zu den schönsten Blättern der Ausstellung. Ebenso stark fühlt man sich durch Hanns Schubert angesprochen, wenn dieser auch noch etwas ungleichmäßig ist und seine eigentliche Form noch nicht gefunden zu haben scheint. Eigenwillig in der Auffassung und mit sicherer Hand gestaltet sind die geübten Federzeichnungen von Hansjürgen Kreuzfeld, die einen starken erzählerischen Gehalt haben. Einen zwiespältigen Eindruck hinterlassen die Arbeiten von Adolf Kreuzfeld, dessen Farbeffekte allzu gewollt sind.

Zwei Frauen, Ilse Genssen und Ottilie Ehlers-Kollwitz, fügen sich in ihrer bescheidenen Schlichtheit der hohen künstlerischen Qualität der Ausstellung zwanglos ein.

Aufmerksamkeit verdienen die Töpferarbeiten von Heinz Holz, der in dem alten Material der Stalsunder Fayencen, dem Ton von Hiddensee, arbeitet. Edle Formen und ein reizvoller, landschaftgebundener ornamentaler Schmuck zeichnen sie aus.

Wolfgang Hulsch.

Stettins Kulturinstitut schloß das Winterhalbjahr

Das Kulturinstitut der Stadt Stettin, das unter der Leitung des Gauschulungsleiters Pg. Eckhardt steht, setzte auch im Winterhalbjahr 1940/41 seine Arbeit mit gesteigertem Erfolg fort. Nach dreijährigem Bestehen kann man heute schon feststellen, daß es aus dem geistigen Leben der Gauhauptstadt nicht mehr wegzudenken ist, ja, recht eigentlich dessen Mittelpunkt bildet. Es ist um so mehr dazu berufen, als es in enger Zusammenarbeit mit den wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen Stettins steht, die ihre eigenen Veranstaltungen gemeinsam mit dem Kulturinstitut durchführen und dadurch eine erhebliche Breitenwirkung gewinnen.

Nun ist es nicht die eigentliche Aufgabe des Kulturinstitutes, eine möglichst große Masse von Teilnehmern zu erfassen; diese liegt vielmehr in der Vertiefung der weltanschaulichen und politischen Erkenntnisse unserer Zeit. Menschenführung und Menschenformung auf der Grundlage der nationalsozialistischen Idee ist das Ziel. Der einzelne Hörer soll zum bewußten Träger der nationalsozialistischen Revolution gemacht werden und erkennen, wie die Neuordnung Europas in die großen Zusammenhänge des geschichtlichen Werdens eingebettet ist. Von den Besuchern wird also ein nicht geringes Maß geistiger Mitarbeit und intensiver Beschäftigung mit den gestellten Themen verlangt, die ihm erst das innere Rüstzeug im gegenwärtigen Lebenskampf unseres Volkes geben.

Bei dieser Zielsetzung ist es um so bemerkenswerter, daß der Abschlußbericht des Winterhalbjahres 1940/41 Zahlen aufweist, die erstaunlich hoch liegen. Insgesamt wurden 18 882 Teilnehmer gezählt, die sich auf die Studienwochen, Studiengemeinschaften und Sonderveranstaltungen verteilen. Man muß dabei bedenken, daß weite Kreise, die sonst zum Besucherstamm gehörten, durch den Krieg an der Teilnahme gehindert werden.

Im einzelnen besuchten 3090 Teilnehmer die Außenpolitische Studienwoche, 3253 die Studienwoche „Die Ordnung Europas“, 1578 die Kolonialpolitische Studienwoche, 1111 die „Woche der deutschen Kunst“ und 799 die Studienwoche „Europäische Wirtschaftsprobleme“.

Die Studiengemeinschaften, welche in kleinerem Kreise allgemein bedeutende Fragen systematisch durcharbeiten, wiesen 1664 ständige Teilnehmer auf, die in jeder Reihe nur einmal gezählt wurden. Sie werden auch während des Sommers als Arbeitsgemeinschaften in engerem Sinne weitergeführt.

Unter den zahlreichen Sondervorträgen, die bekannte Wissenschaftler nach Stettin führten, fanden diejenigen, welche eine unmittelbare Beziehung zum Zeitgeschehen hatten, besonders starken Zuspruch, wie etwa die Professor Dr. Stuhlfaths über „Holland“, „Belgien“, „Italien“ und „Frankreich“. Indessen ist das aktuelle Interesse durchaus nicht ausschlaggebend. Wie sehr die Hörerschaft, die anfangs umrissene tiefere Aufgabe des Kulturinstitutes erfasst hat und sie bejaht, kann man an dem Erfolg ersehen, den der Gauschulungsleiter Pg. Eckhardt hatte, als er vor 695 Teilnehmern über „Die Philosophie Nietzsche im Weltanschauungskampf der Gegenwart“ sprach.

Neben den ideellen Teil seiner Arbeit stellt das Kulturinstitut jedoch einen weiteren, der auch eine außerordentliche praktische Bedeutung hat: die Sprachstudiengemeinschaften, welche einen nicht geringen Besuch aufwiesen, da an ihnen 644 Lernende teilnahmen, von denen etwa 40 Prozent auch über die Anfangsgründe hinaus bei der Sache bleiben und die Prüfung als Verhandlungs- und Kongreßdolmetscher ablegen wollen, deren erste Ende April in Stettin stattfindet. Es werden Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Schwedisch und Russisch getrieben. Hinzu kommt Suaheli. Das Besondere an diesem Sprachunterricht ist, daß er sich nicht darauf beschränkt, eine Anzahl nützlicher Vokabeln und Regeln zu vermitteln, sondern in ergänzenden Studiengemeinschaften zugleich ein umfassendes Bild von der Landes- und Volkskunde des betreffenden Staates, seiner Geschichte, Wirtschaft usw. darbietet, so daß der Sprachenlernende einmal wirklich in der Lage ist, seine Kenntnisse zu verwerten. Diese Arbeit wird natürlich auch im Sommerhalbjahr fortgesetzt.

Das Kulturinstitut der Stadt Stettin kann auf seine Erfolge stolz sein und in ihnen die Bestätigung sehen, daß seine Einrichtung einem inneren Bedürfnis der Stettiner Volksgenossen entgegenkommt.

W. Hu.

Der pommerische Komponist Hermann Wurl

Unter Zugrundelegung der Bendlinschen Dichtung: „Blau und weiß sind Pommerns Fahnen“ komponierte Hermann Wurl im Frühjahr 1934 „Marsch und Lied der Pommern“. Auf dem großen Heimatfest im Mai desselben Jahres fand in Gegenwart der Vertreter der Heimatprovinz die Erstaufführung im Berliner Clou statt. Die dort versammelten 4000 Pommern sangen die volkstümlich gehaltene Melodie, die in der letzten Strophe hymnenartig ausklingt, gleich mit. Wenige Monate später, im Juli 1934, schallte das Heimatlied auf dem Marktplatz in Straßund aus zehntausend Kehlen bei festlichem Anlaß in den Nachthimmel. Wir haben seitdem einen zugkräftigen „Marsch der Pommern“, in welchem unser Heimatlied im Hauptteil aufklingt.

Obermusikzugführer Hermann Wurl spielte den Marsch der Pommern neben anderen volkstümlichen Heimatklängen fleißig mit seiner Kapelle des RAD. in öffentlichen Konzerten und im Berliner Rundfunk. In den Musikkorps der pommerischen Garnisonen, der politischen Formation u. a. m. hat sich das dankbare Werk gut eingeführt. Auch das Stettiner Konzertorchester ließ diese Weisen häufig über den Hamburger Sender ertönen, so daß man die Tonschöpfung Hermann Wurls bereits als Allgemeingut der pommerischen Musikliteratur ansprechen kann.

Ferner ist Hermann Wurl mit einer Reihe wertvoller Musikstücke hervorgetreten. Seine neuesten Werke liegen auf einem Spezialgebiet; sie dienen sowohl der Neuerung des Musikschazes des Reichsarbeitsdienstes als auch aller Blaskapellen auf der Grundlage der Hörner- und Fanfarenmusik. So fand kürzlich auf dem Gelände des Gaus IX des RAD. in Berlin-Lankwitz eine Vorführung neuer Marschpauken statt, die für den Gebrauch von Musikzügen beim Fußmarsch bestimmt sind. Bei den Vorführungen handelte es sich um neuartige Märsche, die von Hermann Wurl komponiert wurden. Es wird hierbei eine musikalische Wirkung erzielt, wie etwa bei den Herionischen Fanfarenmärschen, die nun auch beim Straßenmarsch der Fußtruppe geblasen werden können.

Hermann Wurl ist am 1. Oktober 1884 in Hiddichow a. d. Oder geboren. Nach beendeter Musiklehre in seiner Vaterstadt diente er zu-

nächst beim Artillerie-Regiment 38 in Stettin und anschließend beim Infanterie-Regiment 150 in Allenstein. Darauf besuchte Wurl die akademische Hochschule für Musik in Berlin und trat später beim Garde-Grenadier-Regiment 5 in Spandau ein, mit welchem er den Weltkrieg im Westen und Osten mitmachte. Bei der Aufstellung des Reichsarbeitsdienstes übernahm Hermann Wurl im Mai 1933 den Gau-Musikzug IX des RAD., den er heute noch als Obermusikzugführer führt.

Oberspielleiter Wilhelm Michael Mund vom Greifswalder Stadttheater wurde nach einer mit starkem Beifall aufgenommenen Gastinszenierung von Goethes „Clavigo“ als Oberspielleiter des Schau-

spiels und Chefdramaturg an das Stadttheater Gießen berufen. Man sieht den jungen begabten Regisseur sehr ungern aus dem Gau Pomern scheiden, er hat sich mit seinen Greifswalder Inszenierungen („Prinz von Homburg“, „Reiter“, „Hochverräter“, „Ich bin kein Casanova“, „Bengalische Zukunft“ usw.) als ein Spielleiter erwiesen, der den Stil unserer Zeit mit überzeugender Sicherheit trifft. Unter ihm wurde in Greifswald eine ausgeglichene Ensemblekunst in der Darstellung sowohl des heroischen Schauspiels wie der gepflegten Komödie geleistet. Es gereicht uns zur besonderen Freude, an dieser Stelle nachstehenden Aufsatz aus seiner Feder veröffentlichen zu können.

WILHELM MICHAEL MUNDT:

Bühnenkünstler – ein neuer Stand

Das Theater des neuen Reiches ist der Sammelort der geistig wachen Menschen der Nation. Wir wissen und verschließen davor nicht die Augen, daß die Besucherschlangen von den Theaterkassen an die Billettschalter der Kinos abgewandert sind, das sagt aber nichts gegen die kulturpolitisch einmalige und durch nichts abzulösende Erscheinung „Theater“, sondern ist höchstens ein Ausweis über Anspruch und Anspruchslosigkeit. Denn wir verspüren nicht minder den tiefen Zug zum Theater, der durch einen sich immer mehr zur Auslese kristallisierenden Teil unseres Volkes hingehet, und der die Schaar der regelmäßigen Theaterbesucher von Jahr zu Jahr vermehrt. Das Theater ist seiner geistigen Natur nach eine Stätte, die Anspruch auf den ganzen Menschen mit allen seinen Kräften erhebt, die alle seine Sinne aufgeschlossen und wach sehen möchte und darin keinen Kompromiß kennt. Es ist ein geistiger Organismus, in dem alle lebendigen Kräfte nicht durch kalte mechanische Apparatur, sondern durch im Augenblick sich schöpferisch gebährendes Leben zu einer Deutung der leiblichen und geistigen Bereiche des Daseins zusammenfinden. Und der Zweck ist die Hinführung des Menschen zu einer höheren Stufe der Lebensführung!

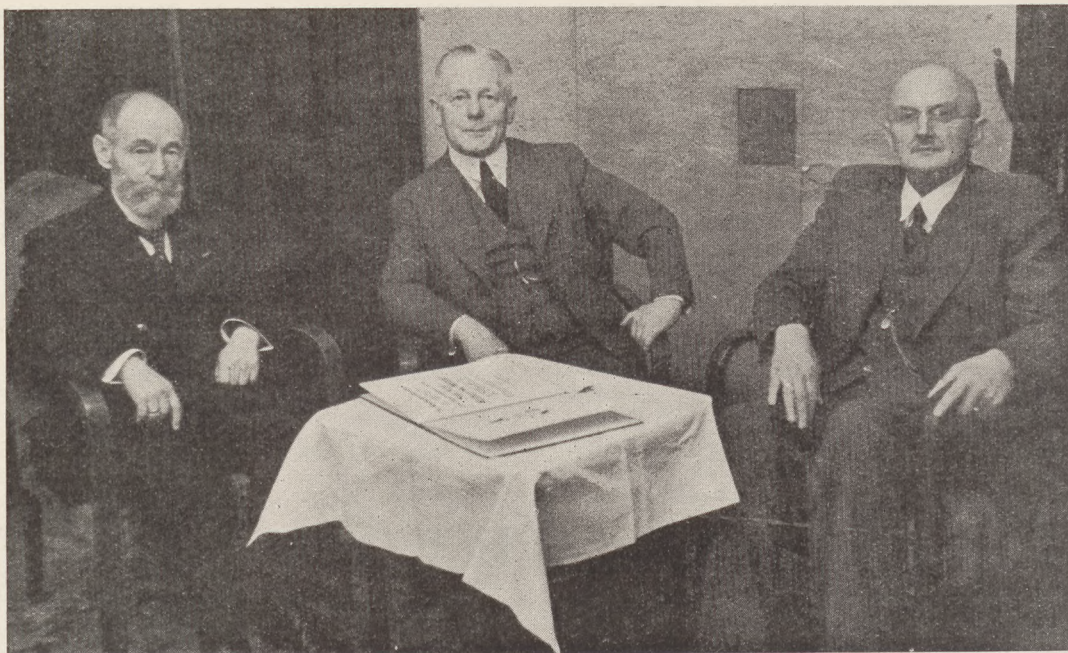
Vor dieser höheren Stufe sollte man keine Furcht haben; sie aber aus Bequemlichkeit nicht ersteigen (und damit dem Theater fernbleiben) zu wollen, das ist eine Sünde gleicherweise gegen den heiligen Geist des Volkes wie gegen die Verpflichtung an sich selbst. Diese höhere Stufe der Lebensschau und Lebensgestaltung ist nicht mit den Stelzen der sogenannten Bildung zu erklettern, sondern in der magischen Welt des Theaters mit der Bereitschaft des Herzens zu gewinnen. Diese Bereitschaft fällt unter das Anspruchsgesetz des Theaters! Und das ist wohl der schönste Sinn, den der schöpferische Bühnenkünstler unserer Zeit: der Schauspieler, der Sänger, der Tänzer hat: lebendiger Wegbereiter und Weiser zu einem schöneren Leben in unserem Volke und auf dieser Erde zu sein. Im Bühnenkünstler unserer Zeit ist wieder jene magische Kraft wach geworden, die ihn (mit anderen Waffen und mit verschiedener Kampfmethodik gerüstet) an die Seite des Soldaten stellt. Das Komödiantische, die Arkkraft des Verwandelnkönnens, die Fähigkeit, neues Leben glaubhaft und wahr aus dem schöpferischen Augenblick des Spiels zu erschaffen, dies glückhafte, ewige und nur ihm zugehörige Komödiantische hat in der Bindung an das Volk seine kulturpolitische Zucht und Form gefunden. Im Dienst am geistigen Fortleben der Nation erweist es seine Eigengesetzlichkeit, Notwendigkeit und ist das klarste Bekenntnis zum Theater des neuen Deutschlands in ernstesten wie heitersten Zeiten.

Das neue Reich hat den Stand des Bühnenkünstlers endgültig mit dem Ehrensiegel eines volksnotwendigen Berufes, mit dem Zeichen der Arbeit belehnt! Das ist keine Erstarrung im Regelgebäude eines überalterten Junstgedankens und keine Interessenwirtschaft im Klügelwesen einer Gewerkschaft. Der Stand des Bühnenkünstlers steht ehrenvoll und geschätzt neben den anderen Ständen des Volkes als ein adeliges und hohes Arbeitertum. In ihm findet die Freiheit des schöpferischen Einzelnen die sinnvolle Verbindung mit der Gemeinschaft. Nicht mehr individualistische Einzelgänger, sondern in sich reifende und zur Vollendung strebende Persönlichkeiten wachsen in dieser Lebensgemeinschaft heran. Was aber kann dem neuen Staatsbewußtsein mehr dienen als das freie überzeugte Ja aufrechter und freier Charaktere?

Von einem lebensverbundenen Staat behütet, von tapferen Charakteren gestaltet und von einer bereiten Volksgemeinschaft empfangen, blüht das Theater wieder zu einer geistigen Großmacht des Volkes auf. Mit fanatischem Eifer hat die junge Mannschaft der Bühne seine Gestaltung übernommen, aber sie muß darin ihre eigenen Wege gehen. Doch sind es die Marschstraßen des geistigen Durchbruchs der Zeit. Wie die Feldherrnkunst ihre eigene Weise, den Sieg zu erringen, ansetzt, so hat auch die Kunst des Theaters und seiner Menschen das ihnen eingeschriebene Wirkungsgesetz, dem sie nicht ungestraft treulos werden darf. Fühlt der Bühnenschaffende auch die verpflichtende Bindung an die Gemeinschaft, so kann er sich doch nicht dem Prinzip des Wettkampfes der einzelnen Kunstschaffenden des Theaters entziehen. Diesem Wettkampf der Kräfte entsteigt die Spielleitung des Theaterabends, und der Überlegenheit des Spielführers ist es anvertraut, die Auswirkungen des künstlerischen Wettstreits in das Schaubild der Inszenierung zur Harmonie zu bannen.

Das Theatererlebnis soll aber wieder dem Gesetz der Schönheit unterstellt sein, einer gewachsenen inneren und äußeren Schönheit des Kunstwerkes an sich und der ihm dienenden Menschen. Darum stehen hier harte Maßstäbe und strenge Auswahl dem Dichter und dem Künstler gegenüber. Kein rosiges Leben erwartet den Nachwuchsspieler; Lorbeerkränze hängen nur noch in den Requisitenkammern und Autogrammwolken gibt es vielleicht noch in Amerika. Bei uns aber harren Arbeit und Anstrengung auf den jungen Bühnenschaffenden, der seine Kräfte der geistigen Volkwerdung der Deutschen in der Theaterkunst widmen will. Der Lohn wird vielleicht unsichtbar bleiben, aber er wird herrlich aufgehen in den Anzahl blühender Alltage, die das Theaterleben in Krieg und Frieden der Volksgemeinschaft schenkt.

Wilhelm Michael Mundt.



Drei Dichter der pommerschen Heimat: Otto Graunke, Bogislav von Selchow, Walter Schröder



Reichspommernbund

Versammlungskalender für Mai 1941

Sonntag,	4. Mai,	15.00 Uhr:	Pommernbund Magdeburg	Magdeburg, Bergrs Hotel
Donnerstag,	8. Mai,	20.00 Uhr:	Landsmannschaft Dresden der RPB.	Dresden, Sandlerbräu, König-Johann-Straße
Sonntag,	11. Mai,	14.30 Uhr:	Landsm. der Pommern in Eberswalde und Umg. (Versammlung)	Eberswalde, Lokal Mundts Hof, Schicklerstraße 1
Sonntag,	11. Mai,	16.00 Uhr:	Verein der Neustettiner zu Berlin (Versammlung)	Berlin, Vereinslokal Lobezäger, Tegeler Weg 108
Sonntag,	11. Mai,	14.30 Uhr:	Landsmannschaft der Pommern in Potsdam (Spaziergang nach Geltow)	Potsdam, Treffpunkt Luftschiffhäfen, Haltestelle
Sonntag,	11. Mai,	15.00 Uhr:	Pommernbund Berlin-Südost (Sitzung)	Berlin, im Vereinslokal
Sonntag,	11. Mai,	15.30 Uhr:	Landsmannschaft der Pommern in Berlin (Sitzung)	Berlin, „Zum Engelhardt“, An der Jannowihbrücke
Donnerstag,	15. Mai,	18.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimatischer Kunst und Art (Heimatabend)	Berlin, Friedenauer Ratskeller

Heimatabendbericht des Pommernbundes für heimatische Kunst und Art, Berlin. In Erweiterung seiner ursprünglich auf die Förderung heimatischer Kunst und Art beschränkte Interessenbetätigung widmete der Pommernbund f. h. R. u. A. seinen April-Heimatabend dem als Schöpfer des „deutschen Liedes“ anerkannten Franz Schubert. In seinem fesselnden, ausführlichen Vortrag über denselben schilderte Ldsm. Görcke das persönliche und künstlerische Leben des „Musikmonarchen der neuesten Zeit“, als welchen ihn Robert Schumann einmal bezeichnet hat. Das seelische Leid, das das Geschick Schubert, dem von Natur scheuen und pessimistischen Künstler, durch die ihn schwer belastenden Widerwärtigkeiten und Mühsale auferlegt hatte, fühlte man förmlich mit. Daß trotz aller Misere seines Lebens die Vorsehung ihm doch die Fähigkeit und die Kraft zu seiner so gewaltigen Kompositionsarbeit verliehen hatte, kann dieser nicht genug gedankt werden. Die von Frau Dora Wittelkindt, Südende, für diesen Abend sorglich gewählten und in hervorragender Form zum Vortrag gebrachten Lieder und die von der Pianistin Fel. Kläre Köhnlein, Berlin W, mit künstlerischem Feingefühl noch vor-

getragenen zwei Schubertschen Impromptus erhöhten den Eindruck dieses Abends bedeutend.

Landsmannschaft der Pommern in Berlin. In der Aprilsitzung gedachte der Vorsitzende zunächst des großen vaterländischen Geschehens in diesen Tagen. Dann gab er anschließend zahlreiche Kurznachrichten aus der Heimat. Weiter hörten die Mitglieder u. a. interessante Ausführungen über den Besuch Friedrich Wilhelms I. bei dem pommerschen Grafen von Manteuffel in Kerstin, dessen Schloß „Kummerfrei“ dem Schloß „Sanssouci“ Friedrichs des Großen den Namen gab. Gemeinsam gesungene Heimatlieder erhöhten noch die feine Stimmung, die über der Versammlung lag. Den 15 Mitgliedern, die im Felde stehen, wurden Grüße gefandt. Mehrere Landsleute wurden als Mitglieder neu aufgenommen. Die nächste Sitzung ist am Sonntag, dem 11. Mai.

Pommernbund Südost, Berlin. Ein Vortrag über die Provinz Pommern und ihre Bedeutung in der jetzigen Zeit wurde mit großem Beifall aufgenommen. In der nächsten Sitzung wird Ldm.

Groß über Stralsund sprechen. Bedauerlich ist es, daß unser Vereinsführer Ldm. Berhardt, nachdem er schon aus dem Krankenhaus entlassen war, einen Rückschlag erhalten hat und wieder auf der alten Station in Bethanien liegt. Der Sohn unseres Ldm. Aug. Jäger wurde zum Hauptmann befördert.

Landsmannschaft Dresden des Reichspommernbundes. Unsere am 8. April 1941 stattgefundene gut besuchte Monatsversammlung verlief wieder äußerst gemütlich. Eine Tagesordnung lag nicht vor. Auf Anregung hin wurde Ldm. Buchholz mit der Ausarbeitung von Sonntagswanderungen ab Mai beauftragt. Neu aufgenommen wurde Ldm. Richard Wollenberg.

Pommernverein zu Lübeck, gegr. 1907. Am Sonntag, dem 6. April, fand im Vereinslokal Schlüter, Beckegrube, unser Heimat-

abend statt. Der Vorsitzende gab bekannt, daß am Himmelfahrtstage eine Herrenpartie unternommen wird. Ziel - unbekannt. Alle Vorbereitungen zu unserem Sommerfest am 6. Juli wurden dem Vereinigungsausschuß überirogen. Neu aufgenommen in den Verein wurde ein hier zugezogener Landsmann.

Pommernbund Magdeburg. Am 30. März fand in Bergs Hotel die 2. diesjährige Monatsversammlung statt. Ldm. Lange berichtete über die letzten wirtschaftlichen und kulturellen Vorgänge in Pommern nach den Nachrichten des Reichspommernbundes und des „Vollwerk“. Dabei empfahl er den Bezug des „Vollwerk“ allen Mitgliedern aufs herzlichste. Sodann wurden einige heimatlische Skizzen aus der Sammlung „Pommersche Dichtung der Gegenwart“ von Walter Schröder zu Gehör gebracht, die lebhaften Beifall fanden.

Buchbesprechungen

Hanns Schneider-Bosgard: „Pech . . . Poilu!“ - Ein spannendes Buch, das trotz großen Ernstes immer wieder mit einem natürlichen soldatisch-harten Humor gewürzt ist. Furchtbares Kriegserleben der deutschen Gefangenen im Weltkrieg, sadistische Roheit französischer Schergen und dann doch immer wieder das Sichfinden der Frontsoldaten hüben und drüben.

Meisterhaft schildert Hanns Schneider-Bosgard die beiden deutschen Gefangenen, die immer und immer wieder Ausbruchversuche unternehmen, um die deutsche Front zu erreichen. Und man fühlt es sofort, das kann nur einer erzählen, der selbst als Gefangener härtestes Schicksal erlebte. Das Buch ist wertvoll in jeder Hinsicht und fesselt in dauernder Steigerung bis zum Schluß.

Gerhard von Gottberg.

Oberstleutnant Polte: „Und wir sind doch geflogen!“ Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. - Wieder steht die Zeit der Schande und

Schmach 1918 vor uns, und ein erschütterndes Blickbild tritt uns entgegen, deutsche Flieger müssen ihre Maschinen zum Schrottplatz fahren. Eine heldenkühne Schar von Männern soll ja selbst zu Schrott geschlagen werden. So will es das Diktat! Aber der Gegner hat nicht mit deutschem fliegerischem Geist gerechnet. Ihn zeigt der Verfassung, einst Frontflieger, dann Verkehrsflieger und heute wieder Frontflieger, in trutziger und unbeugsamer Kraft.

Spannend schildert er die ersten Anfänge der Verkehrsfliegerei, erzählt von Flügen nach der Ukraine, nach Rußland, nach dem Kaukasus und China, zeigt uns, wie der Wille deutscher Flieger jeden Widerstand und jede Schwierigkeit überwindet. Und dann naht der Sieg; Deutschland baut von neuem eine Luftwaffe auf, die Brücke von Richthofens Vermächtnis bis zum heutigen Tage wurde durch die Verkehrsfliegerei geschlagen.

Das Buch ist spannend und in steter Steigerung gehalten. Es gehört in jedes deutsche Haus. Gerhard von Gottberg.

ЕНЕРААР / VON PAUL FILTER

Ein liches Glas in deiner Hand.
Und Abend dunkelt sehr.
Ein leichtes Glas in meiner Hand.
Der Abend dunkelt schwer.
Ich trink dir zu, du trinkst mir zu.
Die Schatten schweben dicht.
Wir trinkeh beide Trost uns zu
mit dunkelndem Gesicht.

Trink aus der Jugend goldnen Trank,
die Sterne spiegeln drin
und leer vom letzten goldnen Trank
stell hin das Glas, stell hin.
Das letzte trinkt man nur einmal.
Schau nicht so trübe auf.
Der Abend kommt auch uns einmal,
er altert schon herauf.

Die Gläser stehen dicht an dicht
und rühren sacht sich an,
weil eins das andre dicht und dicht
kaum noch erblicken kann.
Es dunkelt so. Gib mir die Hand,
denn dein Gesicht wird fern.
Im Dunkeln suche Hand zu Hand,
wie Licht von Stern zu Stern.

O sahst du, wie ins blanke Glas
der schwarze Schatten sank?
Es trinkt mein Glas, es trinkt dein Glas
der Schatten schwarzen Trank.
Nun sind wir beid' in blindem Raum
einander nicht mehr da.
Da tasten sich aus bänglichem Raum
die treuen Hände nah.

Wir tasten uns durch fremden Raum
mit neuen Händen nah.



Die Einkaufsstätte
für Stadt und Land

KARSTADT
Stettin

HERMANN **SARAN** STETTIN

Kleine Domstraße 1: Gute Papier-, Schreib- und Lederwaren, Bürobedarf, Büromöbel, Büromaschinen
Bestes Kunstgewerbe aus vielen deutschen Gauen

Augustastraße 52: Qualitätsdrucksachen, Buchdruck, Illustrationsdruck, Offset- u. Steindruck, Lineaturen, Buchungsmittel, Geschäftsbücher und Handelnbände

Seit 1882 / 100 Mitarbeiter

Sobald erscheint:

Eisermann

Die zwölf Nächte im ostpommerschen
Volkaleben

Dargestellt nach Fragebogenberichten aus dem
Landreise Stolp, als Heft 2 der Schriftenreihe
Pommersches Volkstum

herausgegeben vom NS-Lehrerbund, Gau Pommern

Preis: 0,95 RM.

Verlag Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin

Mönchenstraße 12/13

— Zu haben in jeder Buchhandlung! —



Beachtet:
KERMI 3 Minuten kochen
und anschließend
3 Minuten ziehen lassen!



F. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB

FERNRUF 30340

BUCHDRUCK  OFFSETDRUCK

ROTATIONSDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

FERNRUF 36620

F. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB

Versicherungsschutz jederzeit



**Pommerische
Provinzial-Lebensversicherungsanstalt**

Feuersozietät

Körperschaften des öffentlichen Rechts • Deutsche öffentlich-rechtliche Versicherung

Stettin • Pölitzer Straße 1 • Telefon 25 441

Gute Möbel

Gleixner & Delonge
MOBELHAUS

preiswert

Breite Straße 15

STETTIN

Telefon 31711



Lieber Käufer, bleibe heiter,
wenn die Ware heute rar; -
munter ruft die Werbung weiter:
einmal bin ich wieder da!

